Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 25 — Marburg i. H., den 18. Juni — **1908**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Stimmen der Väter: Tholuck — Zur Beurteilung der modernen Persönlichkeitskultur. 3. Zur ethischen Beurteilung. 4. Die ästhetische Grundlage — Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie: 4. Reformierte Gemeindediakonissen — Deutsche Kirchenmänner in Großbritannien. 1 — „Das System Seeberg" — Verwandlung — Verschiedenes: Zu dem neuen Herrenwort; Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz (Rost); Geistiges Leben (Rost); Die Christenkatastrophe unter Nero (Klette); Quellen zur Geschichte des Investiturstreites (Bernheim); Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation (Hermelink); Die Entwicklung der evangelischen Kirche (Wolff, Landgrebe, Schmidt); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Stimmen der Väter

Tholuck 1799–1877

1

Bruder! das All kann zerstäuben, aber nicht sein Staub. Zernichtet können die Systeme der Wahrheit vor deinem Angesichte auseinanderstäuben, aber die Wahrheit nicht.

Ja, ich habe es erkannt: der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten, aber wie umwegs und verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur, und mitten in solchem Treiben sucht und nimmt er sie. Er kann ihrer nicht entbehren, und es ist nicht möglich, daß wenn sie ihm erscheint, er nicht sein Haupt vor ihr beuge.

Wer für die Wahrheit geboren, der erkennt sie, trotz aller Beulen und Entstellung, an ihrem Königsblick.

2

Manchmal, wenn ich so still dasitze und mich gräme, daß der Weizen so gar sehr vom Unkraut erstickt wird in mir und in Andern, sagt mir eine leise Stimme: „Gott ist dein Freund!" Ich habe früher nie das beseligende Gefühl gehabt, das mich dann ergreift. ... In jeder Ruhe, die ich früher empfand, war der Kern Unruhe, jetzt liegt über jeder Unruhe, die ich empfinde, ein sanfter Schimmer von Ruhe. Mein ganzes inneres Leben ist wie ein Sommerabend, wenn die Sonne eben untergehn will. Ich hatte oft unklar im Begriff, doch deutlich in Ahnung und Gefühl, in meinem früheren Leben die Empfindung, als wolle sich in mir ein großer Gedanke gebären, der sich aber immer wieder in den Staubregen von tausend kleinen zersplitterte, wenn es an dem war, daß er erscheinen sollte. Jetzt ist es mir, als ob alle meine Gedanken nur der Schimmer eines einzigen, großen wären. ... Ich weiß nicht, ob ich schon wiedergeboren bin, aber das weiß ich, es muß etwas unaussprechlich Seliges sein, ein wahrer Christ zu sein.

3

Wenn der Sterbliche in der Minute, die zwischen seinem ersten Lächeln liegt und seinem letzten, sich die Zeit nimmt, sich zu besinnen, warum er gekommen und warum er geht, und wenn er denn zwischen dem Blitze des Lebens und dem Schlage des Todes seinen Christus findet, so steht er am Ziele.

Alle Seligkeit außer Christo besteht in zerrissenen Empfindungen und Ahnungen, welche die Tropfen auf den glühenden Lippen sind, nach denen der Durst nur heftiger wird, — blendendes Wetterleuchten in der weiten Nacht, danach die Finsternis nur desto finsterer ist. Wer seine Seligkeit noch nicht anders messen kann als nach flüchtigen Gefühlen — gleichsam über dem Moraste des Lebens flackernden Irrlichtern —, nach einzelnen aus großen Vergehungen entkeimenden Vorsätzen und Entschlüssen — gleichsam den Wahrzeichen untergegangener Fahrzeuge und Herzen —, der ist noch nicht auf den Fels gegründet, welcher ist das Wort von der Versöhnung, das allem Wandel im Menschen ein Ende macht und ihn in der Zeit die Ewigkeit erleben läßt.

Aus der „Wahren Weihe des Zweiflers" (1823), S. 58. 63. 67. 13. 46.

Zur Beurteilung der modernen Persönlichkeitskultur

3. Zur ethischen Beurteilung der modernen Persönlichkeitskultur

6

Aus der (romantisch-ästhetischen) Freude an persönlichem Leben ist (ethisches) Streben nach persönlichem Leben geworden. Das ästhetische Objekt hat sich unversehens in ein ethisches Objekt verwandelt. Dieses Ergebnis enthält einen wesentlichen Teil der Kritik bereits in sich. Aber noch müssen wir begrifflich schärfer herausarbeiten, wovon die historisch-psychologische Betrachtung nur eine einfache Anschauung geben konnte. Wie ist diese moderne Persönlichkeitskultur, die wir uns soeben im Zusammenhang der allgemeinen Geistesentwicklung verständlich zu machen suchten, ethisch zu beurteilen?

Es ist ein bewährter Brauch der Kritik, die Zustimmung vorauszuschicken. Wir dürfen uns dabei kurz fassen, weil es sich im wesentlichen um Gedanken handelt, die in unserem Kreise wohl allgemein anerkannt sind. Wir wollen uns nicht aufhalten bei Gemeinplätzen.

Denn ein Gemeinplatz ist es doch wohl, wenn nachdrücklich behauptet wird, die Einzelpersönlichkeit sei grundsätzlich Subjekt der Sittlichkeit. Keine Institution, keine Kirche und kein Staat nehme ihr für die Verwirklichung der Sittlichkeit die Verantwortung ab. Man mag um diese Ueberzeugung vielleicht noch politische Kämpfe zu führen haben, prinzipiell steht sie uns fest. In unserem Bemühen um ethische Vertiefung kann uns die Einmischung politisch-taktischer Gesichtspunkte und ähnlicher Fragen technischer Anwendung zunächst nur hinderlich sein.

Aber die Frage nach dem Subjekt der Sittlichkeit scheint gegenwärtig überhaupt nicht die brennendste zu sein. Ernster wird das Problem, wenn wir uns der Frage nach ihrem Objekt nähern, indem wir zunächst das Verhältnis des sittlichen Subjekts zum Objekt, des Menschen zu dem sittlichen Ideal ins Auge fassen. Die Sittlichkeit soll sich als Freude an persönlichem Leben darstellen. So oder ähnlich bestimmt die moderne Persönlichkeitskultur das Verhältnis des Subjekts zum sittlichen

Objekt. Die Persönlichkeit wird des Sittlichen inne in enthusiastischer Freude über ein wunderbar hohes und großes Erleben. Mit jubelnder Begeisterung weiß man das Aufwachen der Persönlichkeit in seiner reinen Schönheit zu schildern. Es liegt in diesem Enthusiasmus so viel Hinreißendes, so viel persönlich Liebenswürdiges, daß man sich nur schwer entschließt, kritischer Betrachtung ihn zu unterwerfen. Aber der Ernst der ethischen Frage zwingt zur Nüchternheit.

Freude am Ideal! Wenn das heißen soll, sittliches Leben könne nur durch Freude an den Aeußerungen sittlichen Lebens zu Stande kommen, die Hinwendung zu einem Ideal könne nur von der Freude an ihm ausgehen, dann müssen wir bedingunglos zustimmen. Selbständige Sittlichkeit kann psychologisch nur mit freier Anerkennung des Ideals beginnen, freie Anerkennung aber nur auf freiem Gefallen, auf Freude an dem Ideal ruhen. Eine praktisch, vor allem pädagogisch überaus bedeutsame Wahrheit! Es ist eine der großen Wahrheiten, die in dem Gedanken der ästhetischen Erziehung beschlossen liegen.

Aber Erziehung durch Aesthetik ist nicht Erziehung zur Aesthetik. Ein anderes ist's, ob ich einen Menschen zur Annahme eines Ideals dadurch zu führen suche, daß ich zunächst ästhetische Freude am Ideal wecke; ein anderes, ob mein eignes Verhältnis zum Ideal in lauter Freude aufgeht. Dem Persönlichkeitsenthusiasten ist das sittliche Erlebnis selbst eitel Freude und Jubel, womöglich auf seiner ganzen Bahn von der ersten Liebe bis zur höchsten ethischen Erfahrung: steigende Freude an persönlichem Leben.

Hier erhebt sich unser erstes Fragezeichen. Wird die Fassung des sittlichen Erlebnisses als Freude an persönlichem Leben ausreichen zum Verständnis der größten sittlichen Menschen, die wir kennen? Denn nur diese dürfen uns Norm und Maßstab sein, nicht der Durchschnitt, nicht wir. Des Durchschnittsmenschen sittliche Erfahrung zur Norm erheben, hieße die Verflachung zum Programm erklären. Ist die sittliche Erfahrung derer, die wir als die Größten im Reiche der Sittlichkeit ehren, wirklich eitel Freude an persönlichem Leben gewesen? Ist Freude an persönlichem Leben der Grundton ihres sittlichen Handelns oder nicht vielmehr tiefste, nagende Unzufriedenheit? Es liegt nahe, an die bekannte Klage des Paulus zu erinnern, eine Klage, die aus dem tief empfundenen Dualismus von Wirklichkeit und Idee, Sein und Sollen hervorbricht. Wir finden dasselbe bei anderen ethischen Heroen. Die im Gewissen geschaute Norm liegt so hoch über der spürbaren Wirklichkeit persönlichen Lebens, daß sie sich erdrückt fühlen, nicht erhoben.

Der fundamentale Unterschied zwischen der Ethik eines Paulus und der modernen Persönlichkeitsethik liegt in dem Charakter des sittlichen Objekts: für Paulus ist es die über die Erfahrung hinausweisende ethische Idee, für die moderne Persönlichkeitsethik erfahrbares, spürbares persönliches Leben. Die Idee steht in unerreichter Höhe über der Wirklichkeit, sie wirkt im sittlichen Subjekt starkes Verlangen nach ihrer Höhe, und Schmerz ist das nächste Gefühl des Unvermögenden und doch Wollenden. Persönliches Leben dagegen ist ein Stück erlebter, in Gefühl und Phantasie ergriffener seelischer Wirklichkeit und wirkt nicht Spannung und Schmerz, sondern seelischen Genuß, Freude. Weil sie diese Freude will, darum wehrt sich die Persönlichkeitskultur gegen die „abstrakte" Idee, gegen den ethischen Dualismus. Sie fühlt es, daß das Hangen an der Idee zunächst traurig machen muß, und sie flieht mit allen Modernen den Schmerz und die Askese. Lebensbejahung will sie, nicht Lebensverneinung; frohes Wachstum des Innenlebens, nicht inneren Bruch. Darum ist die ethische Idee der Todfeind. Die aus der dualistischen Ideen-Ethik geborenen historisch-christlichen Begriffe von Fleisch und Geist, von göttlicher Traurigkeit und Schuld bereiten der modernen Persönlichkeitskultur, soweit sie christlich sein will, nur Verlegenheit. Sie werden aus Fundamentalbegriffen zu schwächlichen Anhängseln, oft mehr ästhetischer als ethischer Natur.

Lebensbejahung will man, aber ohne inneren Bruch. Auch die dualistische Ideenethik kommt bei der Lebensbejahung an, aber erst hinter dem inneren Bruch. Es ist nicht die natürliche, sondern eine übernatürliche Lebensbejahung, die sich unter Umständen gerade im Verzicht auf natürliches Lebensgefühl besonders kraftvoll äußert, eine Lebensbejahung, zu deren Verständnis das historische Christentum Begriffe wie die der neuen Geburt und des heiligen Geistes erzeugen mußte. Auch diese Begriffe bereiten der modernen Persönlichkeitskultur Schwierigkeiten. Ihr tiefster Sinn bleibt dem ideenfeindlichen Enthusiasmus verschlossen.

Dem Dualismus der Ideenethik setzt sich bewußt der Monismus persönlichen Lebens entgegen. Was man unter diesem persönlichen Leben versteht, wird im allgemeinen mehr angedeutet als begrifflich entwickelt. Ein bestimmter ideeller Inhalt ist verpönt. Aber vielleicht gelingt uns doch wenigstens eine genetische Erklärung vom Standpunkte des Idealismus aus. Dem Idealismus besteht das Wesen der Sittlichkeit in einem unendlichen Sichstrecken nach der Idee, über die natürliche Persönlichkeit hinaus. Diese unendliche Tendenz, obwohl beständig über die Persönlichkeit hinausführend, muß mit der Zeit doch einen Einfluß auf diese ausüben, einen bestimmten seelischen Charakter in der empirischen Persönlichkeit erzeugen. Die unendliche ethische Tendenz muß in der natürlichen Persönlichkeit einen psychischen Niederschlag hinterlassen, ein seelisches Wesen, das vom Subjekt in unmittelbarem Selbstgefühl erfaßt, erlebt wird. Dieser psychische Niederschlag jener unendlich über das Psychische hinausgreifenden Tendenz ist es, was man als „persönliches Leben" erfährt. An diesem bleibenden psychischen Niederschlag hat man Freude, denn er läßt sich in der inneren Erfahrung fassen, spüren, erleben; ihn bejahen ist wahre Lebensbejahung. Und so greift man mit beiden Händen nach diesem Leben und übersieht über der Freude an seiner Wirklichkeit, daß es in seinem Besten kein eigenständiges Gewächs, sondern nur das mittelbare Erzeugnis einer unendlichen Anspannung ist, einer Anspannung gerade über die empirische seelische Wirklichkeit hinaus; übersieht, daß es aus demselben ethischen Dualismus erzeugt ist, den man ablehnt. Man verbirgt sich in naiver Freude an der Wirklichkeit persönlichen Lebens, daß Abkehr von der normativen Idee eben die Quelle persönlichen Lebens aufgeben heißt.

Aber noch fließt ja das Lebenswasser, denn in glücklicher Inkonsequenz gelingt die Abkehr von der Idee doch nirgends radikal, und so verachtet man die lebenschaffende Idee und streckt sich nach persönlichem Leben. Doch was sage ich „streckt sich"? Persönliches Leben pulsiert ja in mir, durchströmt mich lebendig und gegenwärtig. Da gibt es kein Strecken, sondern nur ein Pflegen, ein Strömen- und Wachsenlassen. An die Stelle ethischer Anspannung ist ethisches Wachstum getreten. Wachstum kennt kein bestimmtes Ziel, sondern nur treibende Kräfte. Treibende Kräfte aber liegen nicht über, sondern in der Natur. Die moderne Persönlichkeitskultur ist naturalistisch. Die moderne Persönlichkeit wächst organisch heraus aus der Natur, der dualistischen Ethik entspringt der sittliche Wille wie der elektrische Funke aus der tragischen Spannung zwischen Sein und Sollen, Wirklichkeit und Idee.

7

Wir sahen: mit ihrem enthusiastischen Element widersetzt sich die moderne Persönlichkeitskultur dem Dualismus der Idee. Sie verschließt sich damit dem tragischen Erlebnis der ethischen Spannung, den Begriffen der Schuld, der neuen Geburt und des „Geistes." Das persönliche Leben, das sich als ethisches Gut an die Stelle der überempirischen Idee setzt, ist selbst nur ein Stück Natur, wenn auch ethisch geformter, ethisch durchwirkter Natur.

Ueber den begrifflichen Inhalt dieses persönlichen Lebens verweigert uns der Enthusiasmus die klare Auskunft. Denn die gelegentliche Antwort, persönliches Leben befasse alles Hohe, Echte und Edle in sich, kann so lange nicht genügen, als nicht deutlich ausgesprochen wird, was denn jenes Hohe, Echte und Edle inhaltlich bedeute. Aber mit dem enthusiastischen ist ja ein zweites Element vereinigt: das individualistische, genau gesagt: das egozentrisch individualistische. Daß der Individualismus auf die Frage nach dem Inhalt des sittlichen Objekts eine klare Antwort hat, sahen wir bereits: Entwicklung des Ich, der

individuellen Persönlichkeit, wenn auch nicht im Sinne des gewöhnlichen Egoismus zum unmittelbaren Schaden der Außenwelt, so doch in vornehmer Gleichgiltigkeit gegen ihre Ansprüche. Wir bemerkten auch schon, daß dieser Individualismus in unserer Persönlichkeitskultur nicht folgerecht zum Ausdruck kommt, sondern nur einen stärkeren oder schwächeren Einschlag bildet. Ethische Einflüsse anderer Art, vor allem christlich-altruistische, schränken das individualistische Element meist recht energisch ein.

Aber die Persönlichkeit, die mir höchstes Glück sein soll, ist doch meine individuelle Persönlichkeit, das Leben, das ich spüre und pflege, mein persönliches Leben. Aus seiner Kultur soll sich die richtige Stellung zur Außenwelt, auch zum Mitmenschen, von selbst ergeben. Im Anschluß an Nietzsches Wort von der schenkenden Tugend denkt man wohl an ein Ueberfließen des eignen persönlichen Reichtums auf Andere und folgert, daß aller echte Dienst am Nächsten aus solchem Ueberquellen hervorgehen, nicht unter ethischer Anspannung sich vollziehen solle. „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

Wenn ein Individualist wie Nietzsche von schenkender Tugend spricht, so will er sagen, daß selbst der Egoismus schenken, gelegentlich auch schenken könne. Aber er meint nicht, daß der sich füllende Egoismus seiner Natur nach schenke. Er weiß wohl, daß seine Milde nur spielende Kraft, nur eine Form des Selbstgenusses ist; daß nicht jede Bereicherung der eignen Persönlichkeit ein Schenken, daß sie viel öfter ein Nehmen bedeutet. Tiefer als Goethe, der hier ein Kind des individualistischen achtzehnten Jahrhunderts geblieben ist, durchschaut Nietzsche die Haltlosigkeit der Lehre von der natürlichen Harmonie der Interessen. Auf wirtschaftlichem Boden gilt diese Lehre heute für überwunden, auf ethischem schien sie überwunden, bis sie in der modernen Persönlichkeitskultur eine Auferstehung feierte.

Sorge für meine Persönlichkeit soll den Dienst an Anderen, an der Gemeinschaft in sich schließen? Ist es wirklich so, daß der in Kunstgenuß sein Leben hinbringende Individualist eben darin ohne weiteres Andere fördert? Hat die nicht nur materiellem, sondern auch ästhetischem Genuß huldigende Gesellschaft der römischen Kaiserzeit die Gemeinschaft und ihre Kultur gefördert? Oder bildete sie nicht vielmehr in ihrem Individualismus ein Element der Zersetzung und des Untergangs?

Wie dem sei, man muß ungeheuer bescheiden denken von der Macht der altruistischen Idee, wenn man ihre Ansprüche befriedigt glaubt durch die Brosamen, die von dem reich gedeckten Tisch des Individualismus für die Gemeinschaft abfallen. Die ethisch-politischen Erfahrungen des neunzehnten Jahrhunderts haben doch wohl die Theorie von der natürlichen Harmonie der Interessen gründlich widerlegt. Zumal Nietzsches Tiefblick sollte auch uns die Augen vollends geöffnet haben.

Er sollte uns auch den beliebten Kompromiß zwischen Selbstbehauptung und Selbsthingabe unannehmbar machen. Diesen setzt man nämlich an die Stelle jener natürlichen Harmonie der Interessen, an der man vielfach doch irre geworden ist. Pflege meines und Anderer persönlichen Lebens soll die Aufgabe sein. Aber wie, wenn die Bedürfnisse meiner und die der fremden Individualität in Widerspruch geraten? Denn es handelt sich ja bei meiner Persönlichkeit nicht um ein ideelles Selbst, das ja mit Nächstenliebe ganz ausgefüllt sein und dann allerdings mit den Ansprüchen des Nächsten nicht in Widerspruch geraten könnte, sondern um meine natürliche Individualität mit allen ihren irgendwie edlen Anlagen und Bedürfnissen, auch intellektuellen und ästhetischen. Wie wenn etwa meine ästhetischen Bedürfnisse nur auf Kosten fremder Individualität, unter Vernachlässigung fremden Personlebens befriedigt werden können? Der entschiedene Individualist hat hier eine so klare Lösung wie der entschiedene Altruist. Der Persönlichkeitsethiker in seiner Mittelstellung muß von Fall zu Fall den Kompromiß schließen, den Kompromiß zwischen zwei innerlich sich widerstrebenden Prinzipien. Nur die Begriffsflucht des Enthusiasmus hilft ihm über die Schwierigkeit glücklich hinaus. Die Ethik der eignen und fremden Persönlichkeitspflege nimmt eine Mittelstellung zwischen zwei Prinzipien ein, die wohl der allgemeinen Praxis entspricht, die uns aber ebensowenig wie jene Praxis als Norm gelten darf. Eine Aufgabe, die den Menschen mit religiöser Kraft packt, spottet der Kompromisse; sie beansprucht den ganzen Willen.

Um der Anschaulichkeit willen habe ich dem Individualismus vorläufig nur die Nächstenliebe entgegengestellt. Der streng kontradiktorische Gegensatz ist nicht die Hingabe an den Nächsten, sondern Hingabe überhaupt, jede Hingabe an einen Gegenstand, der außer oder über dem eignen Ich liegt. Das Entweder-oder stellt nicht vor die Wahl zwischen Selbstliebe und Nächstenliebe, sondern zwischen Selbstliebe und Hingabe, gleichgiltig worauf die Hingabe gerichtet ist. Die Hingabe kann dem Nächsten gelten, aber auch einem anderen außerhalb des Ich liegenden Gegenstand; sie tritt weltgeschichtlich am bedeutsamsten hervor als Hingabe an eine überindividuelle Idee, an eine sittliche Idee, die das Individuum mit innerer Gewalt in ihren Dienst zwingt und zu einer Aufgabe fortreißt. So hat einen Paulus die Idee des Reiches Christi hingerissen, einen Hildebrand die Idee des Papsttums, die Idee des Staates Friedrich den Großen. Ideae inserviendo consumor: im Dienste der Idee, der Aufgabe verzehre ich meine Persönlichkeit. Die Aufgabe alles, die Einzelpersönlichkeit nichts, gerade gut genug, der frei ergriffenen Aufgabe, der Idee zum Opfer gebracht zu werden. Es lohnte sich die Arbeit, den Lebensgang der ethischen Heroen in der Geschichte daraufhin zu betrachten, wieviel an innerer Harmonie, wieviel an individuellen Anlagen sie ihrer Idee geopfert haben. Und sie würden uns mit jedem neuen Opfer, das sie brachten, größer und verehrungswürdiger erscheinen. Nicht die Pflege, sondern das Opfer der Persönlichkeit ist ihre Größe.

Die Hingabe der Persönlichkeit ist dem Individualismus fremd. Und so verrät auch die moderne Persönlichkeitskultur ihr individualistisches Element am deutlichsten in ihrem mangelnden Verständnis für die Bedeutung des Opfers. Denn in der Kultur der Persönlichkeit die Fähigkeit zu ihrem Opfer mit einbegreifen wollen, wäre ein Spiel mit Worten, in dem man wieder unversehens eine ideelle, ethische Persönlichkeit der natürlichen unterschiebt. Die kultivierte Persönlichkeit ist nicht ein ideelles, sondern das wirkliche, individuelle Selbst. Dieses pflegen und gleichzeitig opfern wollen, ist ein Widerspruch.

Wie das enthusiastische Element die moderne Persönlichkeitskultur in der Diesseitigkeit natürlicher Entwicklung hält, so hält sie das individualistische in der Enge bloßer Privatsittlichkeit. Es verschleiert dem Individuum den Blick für die universalen Aufgaben der Menschheit und für die Größe eines Willens, der sich ganz hineinwirft in das Ringen um die Zukunft. Navigare necesse est, vivere non est necesse: der stolze Wahlspruch der Hanseaten weiß nichts von Pflege, viel dagegen vom Opfer der Persönlichkeit. Ob das Navigare solcher Hingabe wert sei, mag Mancher bezweifeln; der sittlichen Größe, die in solcher Verachtung des eignen Lebens liegt, kann sich Niemand verschließen. Das Wort steht nicht in der Bibel, aber an heroischer Größe darf es sich anreihen dem andern: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Größe ist Opferfähigkeit.

4. Die ästhetische Grundlage der modernen Persönlichkeitskultur

8

Wir haben im Vorhergehenden versucht, die moderne Persönlichkeitskultur zunächst psychologisch zu analysieren, dann aus der allgemeinen Geistesgeschichte zu verstehen und endlich vom Standpunkt einer idealistischen und überindividuellen Ethik aus zu beurteilen. Von diesem und erst recht vom christlichen Standpunkt aus erschien sie uns ethisch bedenklich. Aber ich habe dabei das Gefühl, als bedürfe unser vorwiegend negatives Ergebnis noch einer Ergänzung. Rückschritt auf einem Gebiet ist nicht selten nur die Kehrseite fortschreitender Bewegung auf einem andern. Sollte nicht auch die moderne Persönlichkeitskultur eine positive Kehrseite haben, die auf anderem als ethischem Gebiet liegt, die aber eine gerechte Beurteilung nicht vergessen darf?

Ich denke hier nicht an das religiöse Gebiet, obwohl sich über die religiöse Bedeutung des Persönlichkeitsgedankens sehr viel sagen ließe. Eine Betrachtung der modernen Persönlichkeitskultur darf von der religiösen Seite absehen. Sie darf es des-

halb, weil die Persönlichkeit als religiöser Besitz nicht Gegenstand einer „Kultur", menschlicher Tätigkeit sein kann. Wohl wird dem inneren Auge des religiösen Menschen in Momenten der Ruhe im sittlichen Kampf und der dankbaren Versenkung auch das Bild der eignen Persönlichkeit keusch und scheu sich enthüllen, wohl wird er in Demut sich dessen freuen dürfen, was ihm gegeben, auch an Persönlichkeitswert gegeben ist. Es sind die Momente, in denen das Geheimnis der Gnadenerfahrung verborgen liegt. Aber hier ruhen auch die „Werke", ruht menschliches Tun und Kultivieren. Diese zarteste Blüte sittlich-religiöser Lebenserfahrung trägt den Todeskeim in sich, wo man sie züchten will. Die religiöse „Persönlichkeit" wird dem Menschen frei geschenkt, nicht errungen, nicht gepflegt. Die Persönlichkeit als Aufgabe, als Gegenstand menschlicher Kultur ist kein religiöses Problem.

Der Fortschritt, auf den die moderne Persönlichkeitskultur hindeutet, liegt auf einem anderen als dem religiösen Gebiet. Wir werden darauf geführt durch den Widerspruch der Persönlichkeitskultur gegen den Dualismus der Idee und gegen das Opfer. Idee und Opfer vernichten die Harmonie der Persönlichkeit. Die harmonische und die zur Harmonie sich entfaltende Persönlichkeit ist es, die Idee und Opfer ablehnen muß. Die Harmonie aber ist kein ethischer, sondern ein ästhetischer Begriff. Aus der Tonkunst, aus dem ästhetischen Gebiet ist er auf die Persönlichkeit übertragen. Der moderne Persönlichkeitsgedanke zeigt das Eindringen des ästhetischen Maßstabes in das ethische Urteil.

Schon bei der Erörterung seines Verhältnisses zur Romantik bemerkten wir, wie die ästhetische Freude an der individuellen Wirklichkeit persönlichen Lebens in ethisches Streben nach persönlichem Leben umschlägt, wie das ästhetisch Erfreuende aus einem Gegenstand uninteressierter Versenkung zum Objekt ethischen Verhaltens, zum ethischen Ziel geworden ist. Die ästhetische Betrachtung nennt die sittliche Persönlichkeit schön, — und sie hat dazu ein Recht; aber wenn sie dann weiter zum Willen spricht: Weil persönliches Leben schön ist, bemühe dich um persönliches Leben, nicht um Ideen und Opfer, dann greift sie über auf fremdes Gebiet. Sie weiß wohl, was schön ist, aber sie kann nicht wissen, wie die schöne Erscheinung geworden ist, kann nicht wissen, daß eben dieses schöne persönliche Leben nicht auf ästhetischem, sondern auf ethischem Wege, durch Anspannung zu stande gekommen ist, und daß sie selbst nur die Früchte dieser ethischen Anspannung, dieses Ringens um die Idee spielend genießt. Eine überwiegend künstlerisch gestimmte Kultur ist in steter Gefahr, ihren ästhetischen Maßstab auch da anzulegen, wo andere als ästhetische, wo z. B. ethische Betrachtung am Platze ist.

So enthüllt sich uns die moderne Persönlichkeitskultur nur als Symptom einer großartigen Verwechslung der Maßstäbe, wie wir sie nicht zum ersten Mal, aber allgemeiner als je heute erleben: einer weitgehenden Vermischung ethischer und ästhetischer Beurteilung, einer Grenzverschiebung zwischen den Gebieten zum Nachteile beider, zunächst des ethischen. In dem modernen Bemühen, das ethische Urteil durch das ästhetische zu ersetzen, ethische Ueberzeugung ästhetisch zu rechtfertigen, sehen wir den Rückzug der Ethik vor einer ihr Gebiet überschreitenden Aesthetik. Auch der sittlich ernste Mensch nennt heute, wo es geht, das Unethische gern unästhetisch und das Böse geschmacklos. Doch das weist auf neue schwere Fragen, die hier nur berührt werden können. Aber wir mußten den Ausblick tun, weil erst er uns die moderne Persönlichkeitskultur in ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhange zeigt. Die Persönlichkeit der Modernen ist in ihren Grundlagen ein ästhetischer Begriff. In ihm ist die Führung des Lebens grundsätzlich vom ethischen auf das ästhetische Gewissen, auf den Geschmack übergegangen.

Der Enthusiasmus der Persönlichkeitskultur widerstrebt der scharfen begrifflichen Scheidung ästhetischer und ethischer Betrachtung. Gewiß zeigt die Praxis des Lebens, besonders der Menschenerziehung, beide in engster Wechselwirkung. Aber der Persönlichkeitsenthusiast will sich auch aus dem ethischen Prinzip, aus seinem ethischen Ziel die ästhetische, die harmonische Persönlichkeit nicht verdrängen lassen. Ja selbst da, wo die Schönheit nicht als reine Harmonie sich darstellen kann, wo der Einklang persönlichen Lebens durch innere Widersprüche zerrissen ist, gibt er den ästhetischen Maßstab nicht auf. Dann richtet er seine ästhetische Betrachtung liebend auch auf die eigne Dissonanz. Ist doch wirklich bedeutend erst das Tonwerk, das in die wunderbare Harmonie seines Ganzen auch Dissonanzen aufzunehmen vermag!

Aesthetik und Ethik, das alte Problem zwischen Schiller und Kant, wir könnens hier nicht erledigen. In dem Gedanken der ästhetischen Erziehung ist der Wert des Aesthetischen für die ethische Bildung heute wohl ziemlich allgemein anerkannt. Die Erziehung zur Sittlichkeit wird ohne das ästhetische Element nicht auskommen. Hier öffnet sich dem Ethiker als Pädagogen und Menschenbildner das ganze Gebiet romantisch liebender Versenkung in die individuelle Wirklichkeit, ästhetischer Freude an der Wirklichkeit persönlichen Lebens in seiner lebenschaffenden Kraft. Aesthetische Freude an den Erscheinungen des Guten ist vielleicht das vornehmste Mittel der Erziehung des Willens zum Guten.

Aber über der positiven Würdigung des Aesthetischen auf dem Gebiete der Menschenbildung sind wir in Gefahr, das ethische Ziel selbst ästhetisch abzuschwächen. Wir sind versucht, statt fester Speise mit der Milch uns zu begnügen, die dem Kind und dem relativ Unreifen allerdings zukommt. Wir versperren uns mit dem ästhetischen Persönlichkeitsideal den Blick für den großen und herben Ernst der ethischen Aufgabe, der Idee, und für den tiefen, schweren Sinn des Opfergedankens. Man braucht sich nicht einen Christen zu nennen, um in Idee und Opfer die stärksten und verehrungswürdigsten Mächte der Menschheitsgeschichte zu sehen. Aber ein Widerspruch in sich selbst scheint es mir, wenn man diese beiden Mächte aus dem Mittelpunkt einer Religion verdrängen will, die auf der größten weltgeschichtlichen Idee und dem größten weltgeschichtlichen Opfer ruht, auf der messianischen Idee und dem Kreuzestod.

Georg Koch

Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie

Vgl. Nr. 1. 3. 20

4

Zur Zeit des Königs Philipp II. von Spanien flüchtete eine große Anzahl Protestanten vor dem Wüten des finstern Alba und der spanischen Inquisition aus den Niederlanden rheinaufwärts auf deutsches Gebiet, um hier eine neue Heimat zu finden, in der sie ihrem evangelischen Glauben leben könnten. Ein Häuflein dieser glaubensmutigen Niederländer trat am 3. November 1568 in Wesel zu einem Kirchenkonvente zusammen, um über die Begründung einer eigenen Kirchengemeinschaft unter den verschiedenen neuentstandenen Gemeinden zu beraten. Jener Konvent ist der Geburtstag der evangelischen Kirche Rheinlands geworden. Unter den Artikeln nun, welche dort beschlossen wurden, handelt einer vom Diakonissenamte, und wir haben in diesem Beschluß das erste Anzeichen für ein Wiederaufleben der weiblichen Diakonie in der reformierten Kirche vor uns. Der vierte Absatz des Protokolls spricht „von den Diakonen." Nachdem deren Pflichten in der Armen- und Krankenpflege ausführlich behandelt sind, heißt es bei Punkt 10:

> An den Orten, wo es passend ist, achten wir, daß auch bejahrte Frauen von bewährtem Glauben und Ehrbarkeit nach dem Beispiel der Apostel zu diesem Amte angenommen werden dürfen.

Wirklich durchgeführt wurde dieser Beschluß scheinbar nur in Einer Gemeinde, nämlich in derjenigen, welche sich in den Mauern der Stadt Wesel zusammengefunden hatte. Sie nannte sich: „Niederländische Gemeinde Jesu Christ binnen Wesel", und bewahrte ihren holländischen Charakter. So war z. B. auch das Holländische die Sprache der Predigt. Nachweisbar ist hier die Tätigkeit weiblicher Gemeindebeamten seit 1575. In der Kirchenordnung, die in diesem Jahre aufgestellt wurde, heißt es: „In dem Sommer sollen die Diakonen Vorrat von wollenem und leinenem Tuch beschaffen." Das Leinen sollen die „Frauen,

die zur Hilfeleistung bei den armen Weibern verordnet sind", kaufen, zuschneiden und nähen lassen:

Zur Unterstützung der Diakonie und zur Notdurft der armen, kranken und Kindbett-Weiber sind einige Witwen verordnet, welche dieselben über ihre Not ernstlich vernehmen, was den Diakonen nicht zusteht, und wenn sie darüber Bescheid haben, sich vom Diakon mit demjenigen versorgen lassen, was sie nötig haben, oder wenn es auch geschieht von andern wohlmeinenden Herzen. Das Amt dieser Frauen ist auch, wie wir gesagt haben, die Leinwand zu kaufen, zuzuschneiden und nähen zu lassen; aber sie sollen Niemand Etwas austeilen, als die einen Zettel mitbringen.

Um eine Art von Reservepflegerinnen für Zeiten außergewöhnlicher Not scheint es sich bei der folgenden Bestimmung zu handeln:

Man soll auch zur Hand haben einige fromme Witwen oder verheiratete Frauen mit Einwilligung ihrer Männer, welche ein gut Gerücht haben, um sie in Zeiten der Not bei den Kranken zu gebrauchen, sie zu behüten und zu pflegen.

Die Beschlüsse von 1575 kamen auch wirklich zur Durchführung, wie die Akten über die Wahl von Diakonissen beweisen. Das älteste der erhaltenen Protokolle ist datiert vom 8. März 1575. Wenn wir jene alten Aufzeichnungen lesen, erstehen die ehrwürdigen Gestalten einer längst vergangenen Zeit wieder vor unserm geistigen Auge. Hier nur einige Stellen:

22. Dezember 1578: Die Brüder haben 2 Diakonissen erwählt, um die Frauen im Wochenbett und auch kranke Frauen zu besuchen, und was gut ist zu tun, nämlich die Hausfrau von Adrianus van Ostweg und die Hausfrau von Viktor van Santen, und sind die alten Diakonissen auch in dem Dienst befestigt worden, nämlich Elisabeth Hostal, die Hausfrau von Steeven Wouters, und die Hausfrau von Hans Verkloeke.

18. August 1603. Die Aeltesten des Steinporter Quartiers sollen den Diakonissen, welche verflossenes Jahr im Dienst gewesen, für geleistete Dienste danken. — Jan Volkmann und Michel von Ardingen sollen sich wegen der Diakonissen erkundigen, alsdann dieselben ansprechen und bitten, daß sie noch Ein Jahr lang ihr Amt fortsetzen mögen.

25. August 1603. Weil die alten Diakonissen sich von dem Dienst länger belästigt fühlten, so sind mit allgemeinen Wahlstimmen an ihrer Statt erwählt die Hausfrau von Matthäus Bonen und die Hausfrau von Martin Knaut, und sollen Heinrich ter Smitten und Jan Volkmann ihnen davon Nachricht geben.

26. Juli 1604. Die Witwe des Pastors Heidtfeld und Beatrix, Hausfrau von Laurenz Dohl, sind zu Diakonissen erwählt und soll Matthäus Bonen es ihnen anzeigen.

4. August 1608. Die Frau des Hans Holle und die Frau des Jan Scholten sollen angesprochen werden, das Diakonissenamt zu bedienen. Sie haben es angenommen.

24. Juli 1609. Zur Diakonissin ist erwählt durch Stimmenmehrheit des Roloff Bösen Frau neben Jan Scholtens Frau solches zu verwalten.

Aus diesen Aufzeichnungen ergibt sich, daß der Name Diakonissin dort üblich war, und daß er die Trägerin eines Gemeindeamtes für Armen- und Krankenpflege bezeichnete, zu welchem Ehefrauen oder Witwen vermutlich auf ein Jahr seitens des Presbyteriums durch Wahl berufen wurden. Die Wahl wurde den Neuerwählten durch einen Aeltesten mitgeteilt. Aus dem Wort „befestigen" auf eine besondere Ordination der Diakonissen zu schließen, scheint zu unsicher, besonders da es sich an der Stelle gar nicht um neue, sondern alte Diakonissen handelt. Den abgehenden Diakonissen wurde durch die Aeltesten der Dank der Gemeinde ausgesprochen. Sie waren aber auch wieder wählbar und wurden zuweilen einfach gebeten, das Amt weiter zu führen. Scheinbar hat man anfangs vier Diakonissen gehabt, entsprechend vier Quartieren der Stadt; es wäre möglich, daß von diesen jährlich zwei ausschieden (vgl. die Notiz vom 22. 12. 1578). Die späteren Berichte machen jedoch den Eindruck, als ob man im ganzen nur noch zwei Diakonissen gehabt hätte. (Vgl. besonders das Protokoll vom 24. Juli 1609). Ob auch Unverehelichte zu dem Amte zugelassen wurden, wird nicht berichtet; jedenfalls ist kein Beispiel dafür überliefert. Dagegen entstanden auf Grund von 1. Tim. 5, 9 lange Verhandlungen über die Zulassung der Ehefrauen. Wir lesen nämlich in einem Protokoll vom 5. Januar 1579:

Weil einige Brüder in Unruhe gekommen sind über die Erwählung der Diakonissen, welche geschehen ist (nämlich 14 Tage vorher) und behaupten, daß man zu Diakonissen diejenigen erwählen soll, welche 60 Jahre alt sind, und Witwen und auch keine Andern, so ist von den Brüdern beschlossen, der fünf Prediger Urteil darübe zu hören.

Die Unzufriedenen scheinen sich aber bei deren Urteil nicht beruhigt zu haben; denn die Sache kam vor die nächsthöhere Instanz. In den Verhandlungen der Klassikal-Synode zu Wesel vom 27. April 1579 heißt es im Artikel 5:

Es wird von Brüdern der Stadt Wesel gefragt, ob es nicht in der Kirche und den Gemeinden gut wäre, da es die Not und die Sittsamkeit fordert, namentlich um der schwachen Frauen willen, daß das Amt der Diakonissen wieder aufgerichtet werde, weil es bisher noch in keiner reformierten Gemeinde gebräuchlich gewesen ist. Und wenn es gut gefunden wird, dies Amt wieder aufzurichten, ob man eigentlich allein Witwen oder auch Ehefrauen, mit Einwilligung ihrer Männer dazu soll erwählen können. Item, ob man allein Personen von 60 Jahren dazu soll erwählen können, oder auch unter 60 Jahren nach dem Text Pauli 1. Timotheus 5. Diese Frage ist bis zur nächsten Klassikalsynode ausgesetzt, damit die Gemeinden sich reiflich darüber beraten, und was die betrifft, die schon berufen sind, (also wohl die Weseler Diakonissen), so sollen diese bleiben bis zur Zeit, daß bei der Klasse darüber beschlossen sei; es sei denn, daß einige begehrten, von diesem Amte entlassen zu werden, die sollen entlassen werden.

Auf der folgenden Synode 1580 wurde die Frage auch wirklich weiter verhandelt.

Artikel 12 des Protokolls berichtet:

Bei dem 5. Artikel der vorigen Akten, die Wiederaufrichtung der Diakonissen betreffend, haben sich die Brüder erklärt, wenn solches Amt, das in der Kirche Gottes verfallen gewesen ist, wieder aufgerichtet werden soll, daß solches geschehen soll, wie es im Anfang der Kirche gewesen, und von Paulo beschrieben ist, nämlich, daß man dazu Witwen und unverehelichte Frauen nehmen soll. Doch das Alter betreffend, meinen die Brüder, daß man dazu wohl nehmen könne, die 4 oder 5 Jahre weniger als 60 Jahre alt sind, wenn die andern Eigenschaften, die von Paulus dazu verlangt werden, sich dabei finden, und daß man den Jahren, die von Paulus ausgedrückt sind, so nahe als möglich bleibe. Und finden die Brüder es ratsam, daß man die nächste Synode erinnere, ob man dies Amt auch an andern Orten wieder erneuern soll.

Die Generalsynode von Mitelburg 1581 riet jedoch von der Wiedereinführung des Diakonissenamtes ab, und das kann uns nicht wundern, wenn man für das Amt auf sechzigjährige Witwen beschränkt sein soll. Das ist die letzte Nachricht über die Streitfrage. In anderen Gemeinden wurden keine Diakonissen angestellt, und in Wesel wählte man dazu unentwegt Ehefrauen wie bisher. Die Hauptveranlassung dazu lag wohl darin, daß die Diakonissen durch ihr Amt weder einen Lebensberuf noch Lebensunterhalt erhielten, sondern ehrenamtlich arbeiteten. Das aber war nur wohlbemittelten Damen möglich oder solchen, die wenigstens durch ihre Verheiratung bereits eine gesicherte Lebensstellung hatten.

Das Diakonissenamt ist indessen auch in Wesel nach fünfunddreißigjährigem Bestehen wieder erloschen. Die niederländische Gemeinde war im Jahre 1602 mit der übrigen evangelischen Bürgerschaft zu einer einheitlichen deutschen niederländischen Gemeinde von Wesel verschmolzen worden, von der aus auch die Armenpflege geordnet wurde. Damit und mit den damaligen Kriegsläuften, besonders dem Elend der spanischen Zeit (1610), welche die Stadt auf lange von ihrer Höhe herabstürzte, hing es wohl zusammen, daß wir nach der letzten Wahl von 1609 nichts mehr von Diakonissen in Wesel hören.

In den Niederlanden selbst gab es ähnliche Einrichtungen wie in Wesel. Die Gemeinde Amsterdam stellte buyten-modders und binnen-modders an. Die binnen-modders waren in den Waisen-, Siechen- und Krankenhäusern tätig, die buyten-modders sollten Wöchnerinnen und andere hilfsbedürftige Frauenspersonen besuchen, den Bedürftigen das Leinen zuschneiden und Almosen verteilen. Ein Teil trat jährlich ab und wurde aus den Witwen und Matronen der Stadt neu gewählt. Wir haben es also auch hier nicht mit Berufspflegerinnen zu tun, sondern mit Gemeindegliedern, welche ihr Amt ehrenhalber und ohne Entgelt eine Zeit lang verwalteten. Von einer Amsterdamer Witwe, welche im Alter von 60 Jahren in dieses Amt gewählt wurde, wird berichtet:

Sie füllte ihre Stellung würdig aus und war eine Zierde der Gemeinde. Sie saß gewöhnlich an einem passenden Platz in der Kirche, mit einer kleinen Birkenrute in der Hand und hielt die kleinen Kinder in großem Respekt, daß sie nicht die Versammlung störten. Sie be-

suchte fleißig die Kranken und Schwachen, besonders die weiblichen, und rief, wo es not tat, unsere Mädchen und jungen Frauen zu wachen und andere Hilfe zu leisten, wie das Bedürfnis von jenen es erforderte; und wenn sie arm waren, so sammelte sie Unterstützung für sie bei denen, welche dazu imstande waren, oder benachrichtigte die Diakonen davon. Es wurde ihr gehorcht, als einer Mutter in Israel und als einer Dienerin Christi.

Gleichfalls in Holland waren jene Mennonitengemeinden, in denen allein sich das Diakonisseninstitut bis in die neuere Zeit erhalten hat. Dort hat Theodor Fliedner hernach auf seinen Kollektenreisen fruchtbare Anregungen für sein eigenes, großes und grundlegend neues Werk erhalten.

Die Ursache, warum an allen anderen Orten die Neuanfänge der weiblichen Diakonie wieder zu Grunde gingen, ist wohl in erster Linie der dreißigjährige Krieg, der die ganze Entwicklung des deutschen Volkes um Jahrhunderte wieder zurückbrachte, und auf den verschiedensten Gebieten vielversprechende Ansätze in der ersten Blüte vernichtete.

* * *

In der Folgezeit aber blieb die Diakonie der privaten freiwilligen Liebestätigkeit überlassen. Wo sie etwa amtlich organisiert war, da geschah es von der weltlichen Behörde. Und obwohl man zu jener Zeit noch nicht wie heute zwischen bürgerlicher und kirchlicher Gemeinde schied, da die Obrigkeit selbst christlich, ja konfessionell war, so ist doch jene öffentliche Armenpflege nie zu einer wirklich warmherzigen geworden, wie die rein kirchliche zu werden versprach.

Im Nachbarlande aber, in Frankreich, erwuchs unter dem Schutze des Friedens auf kirchlichem Boden ein neuer Sproß der weiblichen Diakonie; in der katholischen Kirche zwar, aber doch infolge der reformatorischen Bewegung. Denn dieselben Kräfte neuerwachenden geistigen Lebens, welche in Deutschland und in der Schweiz die Reformation hervorbrachten, regten sich auch in den andern Ländern oder wurden gerade durch den Kampf gegen den jungen Protestantismus geweckt. Der Mann, der in Paris diese Kräfte zusammenfaßte, um sie in den Dienst der Armen- und Krankenpflege zu stellen, ist Vincenz von Paul; der Name der „Barmherzigen Schwestern", der mit Recht weltberühmt geworden ist, bezeichnet die Angehörigen derjenigen Pflegegenossenschaften der römischen Kirche, die von ihm begründet oder seinen Schöpfungen nachgeahmt sind.

Wilhelm Conrad

Deutsche Kirchenmänner in Großbritannien

25. Mai bis 7. Juni

1

An Bord Kaiser Wilhelm des Großen, Pfingstmontag

Die Visit of Representatives of the German Christian Churches, die wir in den letzten Tagen erlebt haben, war eine der originellsten Veranstaltungen unsrer erfinderischen Zeit. Daß Vertreter verschiedner Nationen korporativ sich besuchen, ist nichts Neues mehr: Journalisten, Bürgermeister, Studenten, Arbeiter haben ihre Auslandfahrten gehabt. Aber hier war schon die Zusammenfügung der reisenden Schaar ein Unerhörtes, und das Zusammenwirken der empfangenden Kreise kaum minder.

Ich möchte jedoch von der kirchlichen Seite der Sache heute noch schweigen: ist doch nicht sie der eigentliche Ausdruck der Idee. Und auch bei dem äußeren Verlauf der Reise möchte ich uns nicht aufhalten: wo da anfangen? wo aufhören? Datiert habe ich oben den Besuch von jenem denkwürdigen Montag Abend an, wo wir im Bremer Ratskeller uns zuerst zusammenfanden, schon dort von den Londoner Gastfreunden persönlich begrüßt, bis zum Pfingstsonntag, wo eine letzte Gruppe sich in Mr. Allen Bakers Hause verabschiedete und wir dann von Paddington-Station nach Plymouth fuhren. Ueber diesen vierzehn Tagen lag ein unvergleichliches Wetterglück: London im schönsten Frühlingsschmuck, ein Tag sonniger und grüner als der andre; Edinburg dann nicht minder; und der innere wie äußere Höhepunkt Glasgow mit dem schottischen Hochland: so selten schön lag dort über Seen und Höhen die Klarheit, daß die Glasgower noch eine Zeit lang sagen werden, wenn sie im Hochland ähnliche Tage haben: „Es ist so schön heut wie damals, als die German Pastors bei uns waren." Uns aber klingt noch immer durchs Gemüt der wie für uns Deutsche geschaffene schottische Abschiedssang:

Should auld acquaintance be forgot,
And never brought to min'?
Should auld acquaintance be forgot,
And days o' auld lang syne?

For auld lang syne, my dear,
For auld lang syne,
We'el tak a cup o' kindness yet
For auld lang syne!

Das hat ein ehrwürdiger Mitreisender so verdeutscht:

Kann alte Freundschaft ganz vergehn,
Ganz schwinden aus dem Sinn?
Kann alte Freundschaft ganz vergehn
Und Tage, die längst dahin?

Auf die Tage, die längst dahin, mein Freund,
Auf die Tage, die längst dahin,
Stoß an auf das, was uns einst geeint,
Was längst dahin!

Von Alledem, was so persönlich die Gemüter der Genossen bewegte, nicht überzufließen ist schwer. Aber das nächste und oberste Interesse gehört bei diesem Rückblick nicht dem Persönlichen und nicht dem Kirchlichen, sondern der Politik.

Denn die Idee, die der ganzen Kreuzfahrt zu Grunde lag, war eine politische. Wenn ich recht berichtet bin, während des Friedenskongresses in Haag, jedenfalls unter Führern der Friedensgesellschaften von Großbritannien und Deutschland ist der Plan gefaßt und die Ausführung ins Werk gesetzt worden. Wenn ich Mr. Allen Baker, Mitglied des englischen Parlaments, noch einmal nenne, und von deutscher Seite den Frankfurter Eduard de Neufville, so werde ich, denk ich, die Männer genannt haben, denen das erste Verdienst um den Gedanken und seine Verwirklichung zukommt. Aber indem er zur Ausführung kam, wurde er auf eine zugleich engere und breitere Grundlage gestellt. Auf eine engere, sofern nicht der Weltfriede, sondern die Annäherung von Großbritannien und Deutschland an die Spitze des Programms trat; auf eine breitere, sofern nun nicht ein eigentliches Bekenntnis zu den Bestrebungen der Friedensgesellschaft von den Teilnehmern verlangt wurde, sondern nur ein guter Wille, das britische Volk richtiger schätzen zu lernen und die Gemeinschaft mit ihm zu fördern. In diesem Sinne wurde der Plan von einem Kreise hoher Beamter der preußischen Landeskirche begrüßt und zum Ziele geführt. Ich nenne den Vorsitzenden des Berliner Oberkirchenrats D. Voigts, der leider doch nicht selbst mit von der Partie war, Oberhofprediger D. Dryander und Generalsuperintendent D. Faber. Verhandlungen mit Erzbischof Fischer in Köln und Fürstbischof Kopp in Breslau waren auch von Erfolg gekrönt. Und bei einem Besuche der englischen Christenheit durften unsre „Nonkonformisten" nicht fehlen, die kirchlichen Gemeinschaften, die wir „Sekten" nennen und die doch über dem Wasser Mutterkirchen haben größer, als unsre Kirchen sind. 95 Lutherans, d. i. Vertreter von evangelischen Landeskirchen, 15 Catholics und 19 deutsche Freikirchler (wir vermißten schmerzlich die Brüdergemeine) machten sich mit einander auf den Weg, und wurden von einem ebenso bunt zusammengesetzten Komitee drüben bewillkommt.

Daß Pastoren, daß Kirchenmänner eine politische Mission zu erfüllen hätten, dieser Gedanke konnte nur drüben in Großbritannien aufkommen. In Deutschland haben wir Pastoren als solche keine politische Bedeutung. (Außer im Zentrum; aber unsre katholischen Mitreisenden vertraten nicht das Zentrum.) So durften wir wahrhaftig keine Ansprüche machen auf irgendwelchen glänzenden Empfang durch die politischen Mächte in Großbritannien und auf irgendwelche öffentliche Wirkung unsers Besuchs. Dennoch war die politische Idee unsres Besuchs richtig und braucht seine politische Wirkung nicht auszubleiben. Er war richtig gedacht von der Bedeutung britischen

Kirchentums und Christentums aus und er kann seine guten Folgen haben auf beiden Seiten, mittelbare und unmittelbare.

Unser Besuch fiel mitten hinein zwischen zwei politische Ereignisse. Noch war der Präsident der französischen Republik in London und die Stadt für ihn geschmückt, als wir ankamen. Und ehe wir die grüne Insel wieder verließen, war König Eduard mit der Königin bereits auf dem Wege zum russischen Zaren. Vielleicht hätte unsre Mission in stillerer Zeit mehr Eindruck gemacht? Und vielleicht war es gerade gut, daß sie in diese Tage fiel.

Wir wurden insgesamt vom Könige im Buckingham-Palast empfangen. Wer die Antwort des Königs auf Fallières Danktelegramm gelesen hat, dem werden die Worte, die der König an uns richtete, nicht mehr zu inhaltsleer erscheinen. Es hat ein jeder Fürst seinen Stil, und der Stil König Eduards ist nicht schlecht. Genug, er empfing uns. Auch im Parlament waren wir und wurden auf der Terrasse von Parlamentariern begrüßt, nicht nur von liberalen, sondern auch von einem konservativen, Robert Cecil, dem Sohne des Lord Salisbury, der obendrein noch später in der Albert-Hall zu uns redete. Die Mayors und Lord Mayors von Southampton, London, Cambridge, Edinburgh und Glasgow taten uns jede Ehre an. Der Bischof von London gab uns ein Gartenfest. In allen Kirchen hieß man uns willkommen, festliche Gottesdienste feierten wir mit der Church of England (St. Pauls und Westminster-Abbey) und mit den Kongregationalisten (Westminster-Chapel). Vielleicht trat die „Kirche von England" mehr in den Vordergrund, als es der Vorgeschichte unsers Besuchs entsprach; denn die Initiative, die Vorbereitung und Fundierung des ganzen Unternehmens hat vornehmlich bei den Dissenters gelegen. Aber bei der offiziellen Stellung, welche die Kirche von England behauptet, war jedenfalls für die politische Würdigung und Wirkung unsers Besuchs ihr starker Anteil von Wichtigkeit. Am Sonntag Exaudi haben viele von uns in englischen oder deutschen Kirchen gepredigt oder Ansprachen gehalten: da waren es nun die nonkonformistischen Gemeinden, die sich uns auftaten und so zu ihrem besonderen Rechte kamen. In Schottland mit seinen anderen kirchlichen Verhältnissen hatte der ganze Besuch einen viel familiäreren Charakter, auch schon um unsrer auf Dreißig zusammengeschmolzenen geringeren Zahl willen, aber diesen familiären Zug bewährte er eben durchaus.

Und von dem Allen das politische Fazit? Ich darf in redlicher Bescheidung unsre Freunde und Leser bitten Folgendes mit mir durchzudenken.

Zwei starke Völker, Briten und Deutsche, sind vor die Wahl gestellt, ob sie Krieg oder Frieden mit einander haben wollen. Reibungsflächen fehlen nicht; Ereignisse, die Katastrophen entzünden, kann jeder Augenblick bringen. Zwar sind die beiden Völker blutsverwandt und haben, wie wiederholt festgestellt wurde, niemals mit einander Krieg geführt, oft Seite an Seite gekämpft. Aber es fehlt hüben wie drüben nicht an Leuten, die voll Mißtrauen sind, und an Elementen, die das Mißtrauen pflegen. Könnte dieser Zustand nicht dem eines redlichen Vertrauens weichen?

Vertrauen worauf? Nun auf gegenseitige Friedensliebe. Die Engländer drüben sind immer wieder zu dem Glauben geneigt, daß wir ein kriegerisches Volk sind und ihnen nicht wohlwollen. Sie rechnen uns unsre Parteinahme im Burenkrieg vor, unsre Flottenvermehrung („Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser") u. s. w. Wir unserseits fühlen uns beargwöhnt, eingekreist von der britischen Politik, den Platz an der Sonne uns mißgönnt.

Da ist viel Gelegenheit und Anlaß, Mißtrauen zu zerstören, Vertrauen zu wecken und zu stärken, auch wenn nur Zwei zusammenkommen, ein Brite und ein Deutscher, vollends wenn wir in Gruppen und Vertretungen uns begegnen. Sobald es sich um Stimmungen zwischen Volk und Volk handelt, ist kein Einzelner ohne Bedeutung, geschweige Korporationen, wie die Kirchen und Geistlichkeiten auf beiden Seiten ohne Zweifel sind. Man suche das gegenseitige Verständnis auf dem eigensten gemeinsamen Boden, und man wird zur großen Verständigung der Nationen und Staaten beitragen.

Aber weiter! Man hat bei solcher demonstrativen Fahrt Eindrücke, die man als schlichter Reisender so nicht haben kann. Es öffnen sich einem Türen und man hat Gespräche, die einem sonst versagt bleiben. Nun kurzum, wir haben in der Tat die Verpflichtung, uns Geschichte und Wesen des britischen Volkes und Reiches ganz anders klar zu machen. Es hat sich uns überall aufgedrängt das Alter dieser Nation und ihrer Macht. Trotz aller Revolutionen und Kämpfe, die sie im eignen Innern durchgemacht hat, dennoch eine ungebrochen einheitliche geschlossene Entwickelung. Kein dreißigjähriger Krieg, kein Napoleon. Wie sind wir von jeher zertreten worden von fremden Fürsten und Völkern: Deutschland ein Jahrhunderte langer Kriegsschauplatz für die Feldherrn und Diplomaten aller Welt, bis endlich Bismarck und der Krieg von 70/71 dem ein Ende gemacht haben. Großbritannien hat sich in all jenen Zeiten einer großen Stetigkeit eine feste britische Weltansicht, einen soliden britischen Machtanspruch herausgebildet: daran läßt es nicht gern rühren, weder im Ernst noch aus Laune. Und wir? Ein Volk andauernden jugendlichen Aufschwungs (das sind wir trotz Allem!), aber ohne jene politische Erziehung, die nur eine gute geschichtliche Erfahrung, eine lange Tradition zu geben vermag. Springend, undiszipliniert, heut keck das Größte fordernd oder versprechend, morgen zu zaghaft, um es als Leistung durchzusetzen. Was will der unruhige Geselle, der da auf einmal seine Glieder so wunderlich dehnt und reckt? fragt sich da der Brite. Und er ist im stande, uns Pläne und Taten zuzutrauen, an die Niemand bei uns denkt.

Was folgt daraus? Daß wir uns beide besser kennen lernen und uns besser verstehen müssen. Und daß wir auf diese Weise den ernsten Versuch machen sollen, neben und mit einander die Kraft auszuwirken, die ohne Zweifel uns beiden gegeben ist.

Wir Deutschen machen von unserm Patriotismus zu viel Worte, wir rasseln zu viel mit dem Säbel. Laßt uns besser deutsch *sein* und nicht so viel von unserm Deutschtum *reden*. Laßt uns ein starkes gesundes Heer pflegen und das Pulver trocken halten, aber Niemanden daraufhin brüskieren. Wir kommen wirklich weiter, wenn wir den Nachbar schätzen, von ihm lernen, mit ihm wetteifern in allen edlen Künsten, als wenn wir ihn verachten und „hassen", zumal wir dies obendrein nicht fertig bringen. Mehr Stetigkeit, mehr Würde, mehr Humanität — wirklich, das tut uns not. Und nur so werden wir Deutschen als das jüngere Volk, das jüngere Reich uns die Achtung der Briten erzwingen. Freundschaft, Vertrauen kann erst auf dem Boden der Achtung gedeihen. Und die Briten achten uns noch nicht genug.

Tatsächlich gibt es nun eine Schaar von Männern über dem Kanal, die sind willens, uns alle Achtung und Freundschaft entgegenzubringen. Aus ihrer Mitte ist die Einladung an uns ergangen, ist all die Herzlichkeit erwachsen, die wir drüben erfahren haben. Eine ausgestreckte Hand war jene Einladung, eine Hand, die einschlug, unser Besuch. Wir waren Vertreter der christlichen Kirchen auf beiden Seiten. Wir fühlten, wie die beiderseitige historische und kirchenhistorische Vergangenheit unsre beiden Völker zu einander weist. Sollte es nicht von politischer Wirkung sein, wenn das bewußte Christentum hüben und drüben künftig anders als bisher am Verständnis der Nationen und ihrer Mission mitarbeitet?

Ueber der Annäherung der beiden Völker schwebt dann freilich die Friedensidee selber in ihrer ganzen Größe. In welchem Sinne ich zu ihr stehe, habe ich mit aller Absicht vor dieser Englandfahrt öffentlich gesagt, in meiner Jenaer Rede, Nr. 21. Man interessiert sich wirklich bei uns in Deutschland auch in den Kirchen, in den Predigten, in den Herzen und Gewissen zu sehr für den Krieg. Das ist begreiflich, nachdem der Krieg uns so Großes gebracht hat, und weil wir nicht wissen können, was ein nächster Krieg für ungeheure Anforderungen an uns stellen mag. Aber die Ethik ist doch nicht dazu da, die Maßstäbe des Bestehenden oder Nächstmöglichen an unser Streben anzulegen und es dadurch niederzuhalten. Sie soll die höchsten und letzten Ziele nicht verschweigen. Zumal die christliche Ethik nicht. Der Weltfriede ist keine Phrase, auch keine Utopie, sondern ein Ziel. Als solches muß er fester und tapferer

ins Auge gefaßt werden, alle Möglichkeiten und Pflichten, die auf dieser Bahn liegen, müssen ganz anders durchdacht werden. Hierin ist das christlich-kirchliche Deutschland viel schuldig geblieben, und das empfinden unsre christlichen Brüder in den andern Völkern. Ich kann mir nicht anders denken, als daß sich allen deutschen Teilnehmern an dieser Englandfahrt die heilige Pflicht auf die Seele gelegt hat, mehr als bisher dem Friedensproblem und der Friedensaufgabe zu dienen. Solche Gesinnungsarbeit wird ein Beitrag zur Politik unsers Volkes und zur Politik der Völker sein. R

„Das System Seeberg"

Von R. Seeberg*)

Seit einigen Wochen geht in der kirchlichen Presse ein Gespenst um, das obigen Namen trägt. D. Rade hat es in einem Artikel der „Christlichen Welt" (Nr. 17) erzeugt. Es haben sich bald Leute gefunden, die den Impresario bei dem Gespenst spielten, so das „Berliner Tageblatt", das „Protestantenblatt" — dem freilich D. Pfleiderer energisch von dieser Rolle abgeraten hat — und die „Evangelische Freiheit". Ich hätte meinerseits gegen dieses nicht eben anmutige Spiel nichts einzuwenden, wenn man jenem Gespenst nicht meinen Namen zu geben für gewiesen erachtet hätte. Aber auch das hätte mich noch nicht veranlaßt, das Wort zu ergreifen, zumal sofort nach dem Erscheinen von Rades Artikel ihm von anderer Seite her gesagt worden ist, was man von seiner „Gespensterfurcht" und seinen „vergifteten Pfeilen" („Allg. Ev.-luth. Kirchenzeitung" Nr. 19) hält. Wer das Unglück hat, in den politischen Kampf mit hereingezogen zu werden, muß sich immer auf einige Püffe gefaßt machen. Die wehleidige und unmännliche Manier, bei jedem herben Wort, das uns trifft, in Beteuerungen der eigenen Gerechtigkeit und in ein Jammergeschrei über die Ungerechtigkeit der Gegner auszubrechen, ist mir von jeher hervorragend widerwärtig gewesen; ich habe daher auf manche ungereimte Anklage in meinem Leben geschwiegen. Es wäre mir bei dieser besonders leicht gewesen, da die Meisten ihr die „Absicht" anmerken, und daher entweder „verstimmt" sich von ihr abwenden, oder dann bei anderem „Standpunkt" um des guten Zweckes willen auch die Mittel in den Kauf zu nehmen für angemessen halten. Wem die „Christl. Welt" zur Hand ist, den bitte ich übrigens dringend, den Radeschen Artikel selbst zu lesen.

Es ist ein Anderes, was mir die Feder in die Hand drückt. Ich beobachte seit einiger Zeit, wie man in recht geschickter Weise bemüht ist, die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstand der Streitigkeiten der letzten Monate über die Besetzungen der theologischen Professuren abzulenken. In der kirchlichen und der konservativen Presse handelte es sich bekanntlich nur darum, daß der Grundsatz der Parität bei den Besetzungen der theologischen Professuren strikt durchgeführt werde. Das mag geschickt oder weniger geschickt in den vielen Artikeln, die darüber geschrieben wurden, zum Ausdruck gelangt sein, jedenfalls hat man nie etwas Anderes gewollt und gemeint als die Durchführung der Parität. So klar dies ist, so auffallend erscheint demgegenüber das Verhalten der gegnerischen Presse. Da sie den Grundsatz der Parität der Richtungen sich anzufechten nicht recht getraute, andererseits die höchst verfängliche Frage, ob die Klage der Positiven über Verletzung der Parität nicht gar berechtigt sei, gemieden werden mußte, so blieb nur übrig, sich über die Hauptsache auszuschweigen und die Aufmerksamkeit von ihr auf ziemlich belanglose Nebensachen abzulenken. Zuerst erhob sich die bekannte „Entrüstung" und der berühmte „Ekel" über den „Ton" der Polemik, dann wurde über eine „Hetze" geklagt und die ganze konservative Presse deshalb auf die Anklagebank gesetzt. Endlich soll nun das ganze verderbliche „System" der Rechten enthüllt werden und dabei ich, der vermeintliche „Führer", als der „Klarheit" und „Treue" ermangelnd, an den Pranger gestellt werden.

Aber über der tugendhaften Entrüstung und den stolzen Klagen über die „Verrohung" des Tones wird die Hauptfrage vergessen. Und das ist lebhaft zu bedauern, denn ehe wir hinsichtlich dieser Frage klar sehen, ist ja jede Klärung der Lage und jede Verständigung unter den Richtungen ausgeschlossen. Wer aber die Naivetät vieler Theologen in politischen Dingen kennt und die gemein-menschliche Neigung, sich von „Entrüstung" anstecken zu lassen, dazu nimmt, der wird begreifen, daß die Gefahr sehr groß ist, daß die Diskussion über die Hauptsache versumpft über all der moralischen Entrüstung oder derartigen persönlichen Verdächtigungen, wie sie Rade hinsichtlich meiner für angezeigt hält. Da ich hieran nicht mitschuldig werden will, möchte ich die endlose Diskussion, die leicht wieder über diesen persönlichen Zwischenfall entstehen kann, abschneiden. Ich tue das, indem ich den wirklichen Zusammenhang der von Rade behandelten Vorgänge darlege. Ich hoffe, daß es nur dessen bedürfen wird, um langatmige Erörterungen über Personalien, die doch zu Nichts führen, zu verhindern.

Rade schreibt: „Seeberg beruft Deißmann und dann läßt er hetzen wider den liberalen Trust, als wäre dieser an der Berufung schuld." Daraus folgt, daß ich mich „unmöglich" gemacht habe. — Wie bekannt, habe ich bei Besetzung der neutestamentlichen Professur in Berlin für D. Deißmann und zugleich für zwei andere Neutestamentler anerkannt „positiver" Richtung gestimmt. Mich hierzu öffentlich zu „bekennen", wie Rade fordert, hatte ich um so weniger Anlaß, als es bald darauf durch eine Berliner Zeitung öffentlich bekannt wurde. Ich habe D. Deißmann dabei doch anders eingeschätzt, als Rade es zu tun scheint. Ich rechnete ihn zu der sogen. „historisch kritischen" Richtung, aber glaubte so viel Besonnenheit, Takt und Pietät in seinen Arbeiten wahrzunehmen, daß ich kein Bedenken trug, auch hinsichtlich seiner dem Vorschlag von D. Weiß zu folgen. Ein Mitglied einer Fakultät hat bei Berufungen doch auch noch andere Rücksichten zu nehmen, als die auf die „Richtung" des zu Berufenden. Neben dem Interesse, eine allzu große Zersplitterung zu vermeiden, steht vor allem das Bestreben, die von den Fakultätsmitgliedern angebauten Arbeitsgebiete und Methoden erweitert und ergänzt zu sehen. Ich füge nur hinzu, daß ich mich meiner Entscheidung, trotz der Unannehmlichkeiten, die mir jetzt daraus erwachsen, nie geschämt habe.

Nichts kann einfacher liegen als diese Sache. Wenn nun aber Rade es so darstellt, als wenn die Berufung Deißmanns ein „Sieg Seebergs" ist, oder als sei Deißmann nur aus Rücksicht auf mich berufen worden, so ist das ein Irrtum. Es ist doch hinlänglich klar, daß Deißmann berufen wurde, nicht weil ich ihn genannt habe, nicht einmal, weil D. Weiß ihn aufgestellt hatte, sondern weil sich auf ihn und nur auf ihn alle Stimmen vereinigten. Ohne diesen Umstand wäre er, so viel ich urteilen kann, wohl ebensowenig berufen worden als die beiden anderen von D. Weiß und mir vorgeschlagenen Herren. Mit dem „Sieg Seebergs" ist es also nichts. Der erste Pfeiler, auf den Rade seine Anklage gründet, fällt also hin.

Der zweite Pfeiler besteht in der Behauptung, ich hätte durch „meine Presse" wider Dr. Deißmann „hetzen" lassen. Das sind vage Vermutungen und sie treffen nicht zu. Ich bin kein politischer Mann, mir steht daher auch keine Presse zur Verfügung, die sich von mir die Marschroute vorschreiben, oder sich durch mich inspirieren ließe! Das weiß jedermann, der die Verhältnisse kennt. Für mich selbst war der Eifer, mit dem sich ein Teil der positiven Presse wider Deißmann wandte, zunächst überraschend, und ich habe, wo sich Gelegenheit dazu bot, zur Mäßigung gemahnt. Darauf haben sich auch die Gespräche bezogen, von denen D. Pfleiderer in dem „Protestantenblatt" (Nr. 21) berichtet. — Aber ich kann, weiter, auch nicht zugestehen, daß wider Deißmann „gehetzt" worden ist. Es soll sich dabei vor allen Dingen um die „Reformation" handeln. Ihr Herausgeber stellt soeben (Nr. 22) alle Aeußerungen über Deißmann, die er gebracht hat, zusammen. Die große Mehrzahl derselben ist anderen Blättern ent-

*) Da ich nicht annehmen kann, daß die Leser der Christlichen Welt obigen Artikel des Herrn Professors D. Reinhold Seeberg in der Kreuzzeitung (Nr. 261 vom 5. Juni) gelesen haben oder zu lesen noch Gelegenheit haben werden, kommt der Artikel hier wortgetreu zum Abdruck. R

nommen und nach Chronistenbrauch gebucht. Einiges Unerfreuliche ist dabei mituntergelaufen, aber im ganzen hat es sich doch nur um den Nachweis gehandelt, daß Deißmann nicht zur positiven Richtung gehöre. In allen Artikeln, deren ich mich entsinne, war der beherrschende Gesichtspunkt der, daß man durch die gleichzeitige Berufung von D. Deißmann und D. Drews die zugesicherte „Parität" gefährdet glaubte. Weder gegen Deißmann an sich, noch gegen Drews an sich richtet sich der Ansturm, sondern gegen Imparität. Und wer weiß, daß die positiven Kreise sich nur widerstrebend der Anerkennung der Parität gefügt haben, der wird begreifen, daß die Erregung so groß wurde, wie sie war. Gegen D. Deißmann ist bei alledem nichts Ehrenrühriges oder Beleidigendes gesagt worden. Nicht gegen ihn richtete sich die Bewegung, sondern gegen die ganze Konstellation, durch die man den Grundsatz der Parität verletzt wähnte. So brach denn die seit Jahren aufgespeicherte und nur mühsam zurückgehaltene Unzufriedenheit, wie das zu gehen pflegt, bei diesem Anlaß hervor. Daß dabei auch wohl Mittel zur Anwendung gelangten, die ich nicht zu billigen vermochte, habe ich seinerzeit auch öffentlich ausgesprochen. Aber ich billige die Mittel, mit denen Rade gelegentlich arbeitet, noch weit weniger. Damit fällt auch der zweite Pfeiler Rades hin. In der Bewegung auf der positiven Seite handelte es sich gar nicht um die Person Deißmanns, sondern um die Paritätsfrage. Daher hatte selbst D. Weiß' Verteidigung Deißmanns in den Kreisen, auf die sie berechnet war, keinen Erfolg. Nun meint aber Rade, ich hätte die Bewegung meistern müssen. Dies Vertrauen könnte mich ehren, wenn es nicht in so fatalem Zusammenhang ausgesprochen wäre. Was sollte ich denn tun? Wer in eine so erregte Situation mit allgemeinen Ermahnungen zum Frieden oder mit subjektiven Hoffnungen eingreifen will, der schürt bekanntlich nur den Kampf, oder er trägt zu seiner Versumpfung bei. Das Eine ist so schlimm wie das Andere. Tatsachen gegenüber richten bekanntlich nur Tatsachen etwas aus. Aber boten sich solche Tatsachen in der damaligen Situation? Ich habe sie nicht gefunden und man hat sie mich nicht sehen lassen. Ich hätte mich der Unklarheit und der Untreue, die Rade mir vorwirft, wirklich schuldig gemacht, wenn ich die klare, prinzipielle Fragestellung, die den Kampf beherrschte, durch irgend welche nicht sachliche Gesichtspunkte zu verhüllen und zu verdunkeln versucht hätte. Wie man in weiten Kreisen der Rechten die Sache auffaßte, zeigen D. Kropatschecks Worte in seinem überaus lehrreichen Aufsatz „Zum Kampf der kirchlichen Richtungen in Preußen" („Neue kirchl. Zeitschr." 1908, S. 347): „Voraussetzung blieb bei allem eine ehrlich durchgeführte Parität. . . . Besonders die Kirchenzeitungen, die mit der Christlichen Welt zusammenhängen, haben es bis heute immer wieder versucht, Seebergs Urteil anzurufen und es ihm sogar zur Pflicht gemacht, die Rechte zu beschwichtigen. Aber diese Rufe entsprangen einer völligen Unkenntnis der Sache. Im Grunde mutete man ihm einen Verrat zu an denen, die ihm vertraut hatten, und er konnte die Rechte nur beschwichtigen, so lange er ihr gutes Recht nicht verletzt glaubte."

Vor allem ist Rade unbegreiflich, daß die Rechte nicht gegen mich losgebrochen ist. Er kann sich dies Faktum gar nicht erklären. Statt nun aber daraus den Schluß ziehen, daß er die wirklichen Verhältnisse und Motive offenbar nicht ausreichend kennt, kommt er zu einer Erklärung, die ich für geradezu empörend halte. Er wagt es, den von zwei so hervorragenden Männern wie D. Bonwetsch und D. Stange an mich gerichteten „offenen Brief", der mir übrigens wie allen anderen Lesern erst in der „Kreuz-Zeitung" zu Gesicht gekommen ist, zu einem politischen Manöver, um meine „Position zu stärken", herabzuwürdigen. Ich weiß wirklich nicht, was erstaunlicher ist, dieser Mangel an Verständnis für eine hochherzige Tat oder die Kühnheit der historischen Konstruktion. Ja, bitte, wodurch war denn meine „Position" geschwächt, so daß sie der Stärkung bedurfte? Rade klagt ja darüber, daß das nicht geschehen war! Ich war also einer Stärkung gar nicht bedürftig. Aber weiter, wie sollte nun die Rechte, die mir den Mangel an Parteisinn nach Rade hätte vorhalten sollen, dadurch beruhigt werden, daß Bonwetsch und Stange mich des Zutrauens gerade zu meiner „parteilosen Objektivität" versicherten?

Damit glaube ich alles gesagt zu haben, was notwendig ist, um die Sachlage zu verstehen und zu erkennen, daß „das System Seeberg" nur ein Gespenst ist, das niemand zu zerstören braucht, weil es nie existiert hat. Meine Ansicht über die kirchliche und theologische Lage habe ich oft und mit aller Offenheit dargelegt, ich darf daher wohl erwarten, daß man mich darnach beurteilt, was ich wirklich gesagt habe. Ich habe die Verschärfung der Gegensätze seit Jahren mit steigender Besorgnis beobachtet und auch hieraus nie ein Hehl gemacht. Ich habe aber auch — so noch im vorigen Jahre in Karlsruhe — dringend gewarnt vor allen utopischen Plänen, als könnte etwa die evangelische Kirche sich eines Tages vom Staat loslösen, oder als wäre die Positivierung der theologischen Fakultäten als ein erreichbares oder auch nur wünschenswertes Ziel anzusehen. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß die Parität der Richtungen, zu der auch die gegenwärtige Unterrichtsverwaltung sich bekannt hat, wenn sie konsequent und energisch, aber natürlich auch nicht mechanisch, durchgeführt wird, den richtigen und sicheren Weg darbietet, um zur vollen und friedlichen Verständigung in der Frage nach den theologischen Fakultäten zu gelangen. Man kann das schon daraus sehen, wie beruhigend die leider nur zu spät bekannt gegebene Berufung Haußleiters nach Halle gewirkt hat. Nicht nur die kirchenpolitische Lage erfordert gebieterisch diese Parität, sondern auch die innere Notwendigkeit, die vorhandenen geistigen Kräfte und Tendenzen in das richtige Gleichgewicht zu einander zu bringen, das die Voraussetzung ihrer gedeihlichen Entwickelung und ihrer ebenso erwünschten Wechselwirkung unter einander ist. Niemand wird darüber im Zweifel sein, daß alle äußere Mache auf diesem Gebiet auf die Dauer nur wenig nützen kann, sondern daß alles auf die Kraft der geistigen Tendenzen und die Lauterkeit und den Ernst der Arbeit ankommt, aber ebenso wenig kann darüber ein Zweifel aufkommen, daß diese Tendenzen und diese Arbeit sich nur dann froh und kräftig entwickeln können, wenn ihnen Luft und Licht in genügendem Maße geboten werden. Das aber und nichts mehr will die Forderung der „Parität".

Ich sehe deshalb auch nicht trüber in die Zukunft, als ich es seinerzeit bei meinem Rückblick auf das neunzehnte Jahrhundert getan habe. Nur die Verbitterten sind hoffnungslos und bitter. Aber Verbitterung ist, Gott sei Dank, in unseren Kreisen ein seltener Gast. Gewitter, wie sie uns die letzten Monate gebracht haben, sind Niemand angenehm. Aber über den Unannehmlichkeiten, die sie mit sich bringen, wollen wir nicht übersehen, daß sie zur Luftreinigung und Klärung dienen. Die Klärung aber, die wir gewonnen haben, wollen wir uns nicht trüben lassen durch kleinliche persönliche Angriffe, durch „Fälle" und Zwischenfälle. Im Kampf ist derartiges nie zu vermeiden, aber wir sollen nicht wegen des Kampfes kämpfen, sondern um des Friedens und der Verständigung willen. Und zu diesem großen und reinen Zweck werden, wie ich hoffe, auch die jüngsten Kämpfe an ihrem Teil beitragen, auch wenn wir dieses Erfolges nicht von heute auf morgen inne werden sollten. Um auf die Sache hin und von den Personalien abzulenken, sind auch diese Zeilen geschrieben. Mich persönlich zu „rechtfertigen" lag mir dabei fern, das haben ja auch andere freundliche Hände schon ausreichend besorgt. Ich wollte nur klarstellen, um was es sich eigentlich in all den Kämpfen gehandelt hat. Es handelte sich um eine sehr wichtige Sache, um ein Prinzip, nicht um das „System Seeberg" oder andere Einfälle. Und die Hebung der Schwierigkeiten, die diese Sache noch bedrücken, ist vielleicht einfacher und leichter, als es heute den meisten erscheint.

Verwandlung

Da wäre beinahe ein ganz niederträchtiger Fluch über meine Lippen gekommen. Was ist das? Vor mir liegt ein Bild von mir aus meinem ersten Studentenjahr. Das ist ja etwas völlig Anderes als der Schatten in meiner Erinnerung, den ich mein

vergangenes Ich nenne, etwas völlig Anderes als das lebendige Ich, das hier auf das Bild niedersieht! Diese Kravatte hier — fast empören sich die Augen gegen ihren Herrn, daß er ihnen gebietet hinzublicken. Und ich soll einmal in einem Laden gestanden sein und sie ausgewählt haben? Wo? Wann? Wie? Keine Spur mehr davon in der Welt! Keine Spur mehr in meinem Gedächtnis! Und so etwas nennt man „Wirklichkeit“! Was sind das für unheimliche Mächte, die mit mir ihr Wesen treiben? Ich klage das Weltall an auf Zauberei! Und diese Haarfülle — gibt es keinen Friseur, der lächerlichen Bildern die Haare schneidet? Doch still! Tu Toten nichts zu leide! Sie sind dir vorausgegangen in das Land der Verwesung und grüßen dich von dort und sagen, daß sie dich schon angemeldet haben. Die Toten von gestern winken dem Toten von morgen! — Aber dieser Blick hier! Wie unaufgewacht! Wie naiv unbekannt mit den Verwunderlichkeiten der Welt! Wie unerhört sicher gegen die Schrecken des Daseins! Ich höre im Geist die Schritte jenes Bauern hallen, den ich durchs Museum trappen sah in aller seiner Bürgermeisterherrlichkeit. Was habe ich mit diesem Menschen hier zu schaffen? Je länger je seltsamer blickt er mich an. Auf alle Fragen bleibt er stumm und stumm. Nirgends ein Zugang in seine Seele. Seine Gedankenwelt? Versunken! Seine Stimmungswelt? Verklungen! Seine Sündenwelt? Verhaßt und verwünscht für immer! Ein Vergangener, ein Vergessener, ein Verwunschener blickt mich an, ein Gespenst, dessen Seele ausgetrunken, dessen Gestalt zu einem Blatt Papier unheimlich erstarrt und verschrumpft ist. Wer gibt diesem Menschen hier das Recht, sich an mich zu drängen und mir spöttisch immer wieder zu versichern: Du bist ich! Ich bin du!?

Aber ganz und gar vergeblich reiße ich ja an der Kette, mit der dieser Fremde mich festhält, der rätselhaften Kette Erinnerung! Erinnerung! Die Musik in der Tiefe der Seele geht in weiche Melodien über, Schleier senken sich über Schleier, berückender Duft kommt mild gezogen, liebe Gestalten steigen aus der Versenkung still empor. O wie gut kenne ich ihn, den jungen Mann, der dort im dunklen Vorraum lauscht, sich vorbeugt, an die Türe pocht, hinter der das ganze Glück des Weltalls geheimnisvoll auf ihn zu warten scheint! Welches unbändige Herzklopfen! Welches rührende, reiche Ahnen, Wünschen, Hoffen, Beben! Wie seltsam tief fühle ich mit ihm! Mit „ihm“? Mit „mir“? Wie um alles in der Welt ist es nur möglich gewesen, daß aus jenem Menschen dort der Mensch geworden ist, der hier nachsinnt? Wie war es nur möglich, daß ich herüberkam in mein jetziges Wesen? Ein Kind — gewesen — ich — jedes Wort ist bis an den Rand gefüllt mit unsäglichen Rätseln. Was ist das für eine geisterhafte Verwandlung, gegen die ich machtlos, wehrlos bin? Wer erlaubt sich so an mir sein Wesen zu treiben, geräuschlos und erbarmungslos? Ausgeschlossen, ausgestoßen von dem, was mein war, von dem, was „ich“ war; ausgestoßen von meiner eigenen Vergangenheit; eingesperrt, hilflos eingesperrt in diesen Einen kleinen gegenwärtigen Augenblick; nicht vorwärts, nicht rückwärts könnend; ohnmächtig rüttelnd an den Kerkerstäben des Zeitgefängnisses — wer hat mir das angetan? Erinnerung? Wer kann je wieder fühlen, was einstmals war? Es gibt keine Erinnerung! Färbende, fälschende Gläser werden mir vorgehalten durch unsichtbare Mächte, so oft ich rückwärts, so oft ich vorwärts schaue. Was sind das für Spukgewalten? Welche Fluchmächte ruhen auf meinem Leben? . . .

„Aber, Menschenkind, was schiltst du? Tu deine Augen auf und sieh: die Bahn ist frei für deine Wünsche! Was willst du? Möchtest du in Zukunft immer und ewig der Gleiche bleiben? Möchtest du das? Du erhebst die Hand — beginnst du schon zu ahnen, daß du wieder einmal an den Pforten geheimnistiefer Weisheit unheiligen Lärm gemacht hast? Möchtest du wirklich ein anderes Ich als das deine, weniger wandlungsfähig, weniger wunderreich? Du senkst den Blick? Fühlst du, was deine Wünsche verdient haben? Weltentiefes Schweigen! Möchtest du im Ernst zurück in irgend eine Stunde deiner Vergangenheit? In welche? Hier hast du den Zauberstab, die Stunde aus dem Grabe zu beschwören, die dir die allerliebste ist! Du zögerst? Kommt es nun mit Macht über dich, daß deiner Wünsche Flug dich in Länder des Grauens tragen wollte und daß die Wirklichkeit die wahre Wunderwelt ist? Fühlst du, daß du verlieren würdest, was du hast, um nicht zu gewinnen, was du suchst? Fühlst du, daß du niemals, niemals die herrlichen Gemälde der Erinnerung zertrümmern möchtest, um dahinter die Wirklichkeit wieder zu schauen, wie sie war? Kein einziges deiner vergangenen Ichs willst du wieder ins Leben rufen! Ahnst du nun, daß mehr Geheimnis in deinem Leben wohnt, als dein flacher Sinn gedacht? Ahnst du, daß etwas völlig Anderes über dir ist als fühllose Dunkelgewalten?“ . .

So fahre denn dahin, meine Vergangenheit, für immer! Wir werden uns in allen Ewigkeiten nicht wiedersehen! Lebt wohl, ihr Stunden der Vergangenheit alle, die mir so traut gewesen sind! Ich steige in den Kahn des Werdens. Voll hehrer Freude schlägt meine Seele neuen Ländern und Läuterungen entgegen. Voll feierlichen Schauers vertraut sie sich den Mächten an, die geheimnisvoll das Schifflein lenken.

Da kommt ihr heran, ihr Augenblicke alle, leise rauschend in unergründlichem Geheimnis! Wie tief bewegt sehe ich euch näher und immer näher kommen! Augenblick! Heiliger Augenblick! Wer hat dich mir geschenkt? Wer vermag so unausdenklich köstliche Geschenke zu schenken? Du kommst zu mir in der erschütternd erhabenen Weihe des Niemals-wieder! Wo findet meine Seele die Größe, die Feierlichkeit, den erbebenden Ernst, der deiner würdig wäre? Nie will ich mehr mit einem „Verweile doch!“ an deinen zartesten Zauber rühren, den Zauber deiner Einzigkeit! Ach, wie so rein und heilig kommst du auf mich zu, so beschämend willig zum Empfangen! Hätte ich doch alle Herrlichkeit Himmels und der Erde, sie dir zu schenken! Sind wir nicht zwei Freunde, die von Ewigkeit her auf einander gewartet haben? Sie gehen sich entgegen, sie tauschen ihre Seele, sie trennen sich für immer! Kann ich dich ziehen lassen, du herrlicher Freund, den ich einmal nur erblicke, ohne dir meine ganze Seele zu schenken? Augenblick! Heiliger Augenblick! Bei allen Tiefen dieser wunderbaren Welt: Sieh mich an mit den Augen der Ewigkeit, daß meine Seele dir entgegengehe in ihrem schönsten Feierkleid!

Rittelmeyer

Verschiedenes

Zu dem neuen Herrenwort im Schluß des Markus (vgl. Nr. 20). Die neugefundene Handschrift weist, wie Sp. 484 hervorgehoben ist, einige unverkennbare Fehler auf, von denen aber v. Soden sagt, daß sie mit ziemlicher Sicherheit zu korrigieren seien, sodaß sie hier ignoriert werden könnten.

Die erste in der Uebersetzung v. Sodens befolgte Verbesserung wird keinem Anstand unterliegen; immerhin könnte man schon da fragen, ob nicht eine andre Beziehung möglich sei, daß zu übersetzen wäre:

> „Diese Weltzeit steht unter dem Satan, der durch die unsauberen Geister nicht zuläßt, daß die wahrhaftige Kraft Gottes erfaßt werde.“

Wichtiger ist ein Zweites: v. Soden übersetzt den überlieferten Text „aber es naht anderes Schreckliche“; er nennt aber selbst diese Andeutung von dem andern Schrecklichen, das jetzt die Satansmacht ablöst, kurz und dunkel. Darum scheint es mir auch in diesem Blatt erwähnenswert, daß Kunze in Sp. 112 des Theologischen Literaturblatts, in dessen Nr. 7 Gregory zuerst den griechischen Text bei uns veröffentlichte, (τ)αληθινα statt αλλα δινα zu lesen vorschlug: „aber es naht das Wahrhaftige.“ An die Stelle der zu Ende gehenden Satans-Macht tritt jetzt das Wahrhaftige, die wahre Kraft Gottes. Sicherheit ist natürlich für diese Verbesserung nicht in Anspruch zu nehmen, erwähnens- und erwägenswert scheint sie mir immerhin.

Aus den Expository Times für Juni 389 sehe ich, daß die an erster Stelle vorgeschlagene Beziehung auch von Prof. Swete in Cambridge befolgt wird: Satan, who by reason of unclean spirits suffereth not *men* to comprehend the true power of God.

Eberhard Nestle

Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz, der Trieb zum geistigen Leben und die Gerechtigkeit. Eine neue gemeinverständliche Erklärung des Gewissens im Anschluß an Kant von G. Rost. Stade, Pockwitz. 39 S. 1 Mk.

Geistiges Leben, Lebensanschauung auf Grund der Tatsache des Gewissens und der Idee der Entwicklung. Eine Apologie des christlichen Glaubens. Von G. Rost. Stade, Pockwitz. 47 S. 1,50 Mk.

Die beiden kleinen Monographien gehören zu den Schriften, die in ernsthafter Weise den Kampf aufnehmen gegen den verheerenden ethischen Relativismus. Sie bringen eine richtige Begründung der absoluten Ethik, indem sie von der Tatsache des Gewissens ausgehen,

sie umschreiben inhaltlich richtig die Erscheinungen des Gewissens, und sie leiten daraus die richtigen Imperative ab. „Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz" beginnt leider mit einer recht wenig ergiebigen, großenteils auf Mißverständnis beruhenden Auseinandersetzung mit anderen Erklärungen des Gewissens, die beinahe ein Drittel des ganzen Raumes einnimmt. Besonders auffallend ist, daß Kant so arg mißverstanden ist, den doch der Verfasser auf dem Titel als seinen Gewährsmann nennt. Gegen ihn erhebt Rost nicht nur von neuem den Vorwurf des bekannten Schillerschen Distichons, er vermißt auch bei ihm die Erkenntnis, daß zum Wesen des Gewissens gehöre, daß wir selbständig handeln, ja er meint, daß nach Kant das Gewissen nur mit dem Denken, nicht auch mit dem Wollen in Verbindung stehe. Die positiven Ausführungen Rosts dagegen — abgesehen von einigen sehr anfechtbaren Formulierungen — sind überzeugend. Die Grundgedanken, die die erste Schrift entwickelt, sind: Der Mensch erfährt eine Nötigung, zwischen gut und böse zu unterscheiden, diesem Unterschiede gemäß die beabsichtigten und begangenen Handlungen zu beurteilen und danach zu handeln. Die Stärke des Antriebes, dem Gewissen zu folgen, liegt darin, daß die Fähigkeit, ein von der Außenwelt innerlich freies Leben zu führen, die qualitativ höchste Fähigkeit ist, die wir besitzen. Daraus ergibt sich die Definition: Das Gewissen ist das Gefühl davon, daß wir fähig und darum auch verpflichtet sind, unsere innere Selbständigkeit von der Welt zu besitzen und zu bewahren, indem wir nicht gedanken- und willenlos von unsern sinnlichen Trieben und den Einwirkungen von außen uns leiten lassen, sondern immer nach dem fragen, was recht und gut ist, und das tun. Diese Definition wird zusammengefaßt in den Satz: „Das Gewissen ist der im Menschen liegende Trieb zum geistigen Leben." Aus dem Gewissen leitet dann Rost das sittliche Grundgesetz ab. Eine angeborene Idee des Guten wird abgelehnt. Die einzige Quelle für unsere Erkenntnis von dem, was sein soll, haben wir in dem, was ist. Daraus folgt die Aufgabe, die Dinge richtig zu erkennen. Unter den Tatsachen aber, die es richtig zu erkennen gilt, ist die wichtigste unsere eigene Beschaffenheit. Daraus soll folgende Formulierung des kategorischen Imperativs folgen: „Handle immer gerecht, nämlich so, daß dein Verhalten immer vor allem deiner Eigenart als eines geistigen Wesens und dabei der richtig erkannten Beschaffenheit der Dinge um dich her entspricht." An dieser Formulierung habe ich nur eins auszusetzen: ich würde die Worte „gerecht, nämlich" streichen; denn diese Pflicht Gerechtigkeit zu nennen, ist ein unnötiger Verstoß gegen den Sprachgebrauch.

„Geistiges Leben" ist in vielen Stücken noch reichhaltiger, klarer und geschlossener und vermeidet die Mängel der ersten Schrift. (Daß die Polemik nicht Sache des Verfassers ist, beweist auch hier ein ganz deplazierter und ungeschickter Angriff auf Frenssen.) Die Formulierung des sittlichen Grundgesetzes als des Gesetzes der Gerechtigkeit läßt Rost nicht fallen, aber er läßt sie ganz zurücktreten und verwertet statt dessen den fruchtbaren Gedanken des „geistigen Lebens". Er behandelt das geistige Leben als Ziel der Entwicklung, als höchste Aufgabe und als höchstes Gut. Daran schließt sich ein vierter Abschnitt über das geistige Leben und die christliche Religion. In dem Abschnitt „Das geistige Leben als höchste Aufgabe" entwickelt der Verfasser aus der Aufgabe des geistigen Lebens eine Reihe von sittlichen Pflichten für die eigene geistige Lebensführung und die Förderung des geistigen Lebens bei Andern, eine Reihe, die vollständiger und logischer aufgebaut ist als eine Aufzählung sittlicher Gebote, die er in der ersten Schrift aus der Grundpflicht der Gerechtigkeit ableitet. Besondere Beachtung verdient auch der letzte gehaltreiche Abschnitt „Das geistige Leben und die christliche Religion." — Die beiden Schriften sind geeignet, das Verständnis für die Grundfragen der Ethik zu bereichern und zu vertiefen.
Georg Schümer

Die Christenkatastrophe unter Nero nach ihren Quellen, insbesondere nach Tac. ann. XV, 44. Von E. Th. Klette. Tübingen, Mohr 1907. 154 S. 3,60 Mk.

Wie umfänglich die Literatur über die neronische Christenverfolgung ist, zeigt Klette in seiner Einleitung. Danach, könnte man denken, wäre es unmöglich, noch neue Gesichtspunkte in die Diskussion über die bisher noch nicht endgiltig beantworteten Fragen zu bringen. Durch genaue Scheidung und minutiöse Untersuchung der Quellen ist dies doch dem Verfasser möglich gewesen. Von der allerdings schon öfter ausgesprochenen Beobachtung aus, daß Tacitus' Bericht tendenziös sei, glaubt er ihn von der ersten Stelle, an der er bisher stand, entfernen zu müssen und die sonstigen, meist aus christlicher Feder stammenden Notizen in den Vordergrund rücken zu sollen. Danach wäre die neronische Christenverfolgung nicht etwa als ein bloßer Willkürakt Neros aufzufassen, sondern es käme bereits der prinzipielle Gegensatz von Christen und römischem Staate zu klarem Bewußtsein, wie denn auch dadurch die Grundlage für die späteren Christenprozesse geschaffen worden sei. Klettes anregende und interessante Untersuchung zeigt deutlich, wie viel lebensvoller wir doch jetzt die Geschichte des ältesten Christentums aufzufassen gelernt haben.
G. Ficker

Quellen zur Geschichte des Investiturstreites. Von E. Bernheim. Heft 1. Zur Geschichte Gregors VII. und Heinrichs IV. 110 Seiten 1,40 Mk. Heft 2. Zur Geschichte des Wormser Konkordates. 93 S. 1,20 Mk. (Quellensammlung zur deutschen Geschichte, herausgegeben von E. Brandenburg und G. Seeliger.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1907.

Diese neue Sammlung ist in erster Linie für Untersuchungen in historischen Seminaren bestimmt und ist hoch willkommen, besonders auch dem Kirchenhistoriker, da sie, wie die vorliegenden beiden Hefte zeigen, das Mittelalter berücksichtigt. Es ist keine Frage, daß das Studium der mittelalterlichen Kirche unter den Studenten der Theologie etwas in Mißkredit gekommen ist: ein Grund dafür ist der, daß es an bequemen und billigen Sammlungen der wichtigsten Quellenstücke fehlte. Für das deutsche Mittelalter wird nun Abhilfe geschaffen, und es ist zu hoffen, daß auch dadurch Raum für die Anschauung gewonnen wird, daß die Kenntnis der mittelalterlichen Kirche grundlegend bleibt für das Verständnis der deutschen Reformation.
Die Auswahl der Stücke und die Druckausstattung ist vortrefflich.
Gerhard Ficker

Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1477—1534. Von H. Hermelink. Tübingen, Mohr. 234 S. 4,80 Mk.

Auf dieses Buch gilt es die für die Anfänge Luthers interessierten Leser aufmerksam zu machen. Der Titel könnte zu der Annahme verführen, wir erhielten ein Stück spezieller württembergischer Universitätsgeschichte. Gewiß werden uns eine Reihe gelehrter Spezialitäten geboten, aber je weiter man liest, desto mehr wird dieses territorialkirchengeschichtliche Gewand abgestreift und Hermelink wendet sich den wichtigsten Fragen der Reformationsgeschichte zu: Welche Theologie hat den jungen Luther am stärksten beeinflußt? und: Was bedeuten Humanismus und Reformation für die Geistesgeschichte der Menschheit? Die Ueberleitung dazu bildet die Erörterung der in Tübingen betriebenen Theologie. Der Tübinger Gabriel Biel hat Luther in die theologische Wissenschaft eingeführt und mit dem Occamismus vertraut gemacht, und dieser ist der entscheidende Faktor der werdenden Theologie Luthers. Inwiefern? wird sehr klar, auch gemeinverständlich, gezeigt. In Beantwortung der zweiten Frage stellt Hermelink im Gegensatz zu Troeltsch die These auf: Der Humanismus ist nicht der Anfang der Aufklärung, sondern das Ende des Mittelalters. Auch hier ist die Beweisführung sehr geschickt; erscheint sie mir gleich nicht richtig, so verlangt sie doch ernsteste Beachtung; denn die Frage bedarf noch genauester Durcharbeitung. Hermelinks Buch muß gelesen haben, wer hier mitarbeiten will, ja, wer hier nur sich angeregt fühlt.
Walther Köhler

Die Entwicklung der evangelischen Kirche von der Reformation bis zur Gegenwart. Sechs Vorträge von Pfarrer Walter Wolff, Pfarrer Wilhelm Landgrebe und Hilfsprediger Paul Schmidt in Aachen. Aachen, Aachener Verlags- und Druckereigesellschaft 1907. 131 S.

Auf Wunsch vieler Hörer, für sie in erster Linie bestimmt, erscheinen diese sechs Vorträge im Druck. Aber die Verfasser erhofften für diese „Arbeit aus der Gemeinde für die Gemeinde" ein weiteres Interesse. In der Tat verdient sie es. Die Vorträge sind meines Erachtens im großen und ganzen geradezu vorbildlich für die Art, wie man unsern modernen Laien zu einem Verständnis der Geschichte und damit auch der Gegenwart unsrer Kirche verhelfen kann. Gott sei Dank bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß mit Vorträgen über Weltanschauungsprobleme und biblische Fragen nur halbe Arbeit getan wird, wenn es gilt, religiöses Erkenntnisstreben zu befriedigen und an den intellektualistischen Klippen vorbei in ein praktisches und darum kirchliches Fahrwasser zu lenken. Diesen Dienst leistet allein die Kenntnis der Kirchengeschichte.

Die Verfasser legen gleich erfolgreich, unter Beiseitelassen alles Nebensächlichen und doch immer anschaulich, die treibenden Kräfte und die bleibenden Werte der einzelnen Epochen klar. Die leitenden Persönlichkeiten werden liebevoll und doch nicht schönfärberisch geschildert. Bisweilen werden bei den Hörern etwas viel Vorkenntnisse vorausgesetzt. Auch läßt sich — wie bei geschichtlichen Stoffen selbstverständlich — manch Fragezeichen anbringen, z. B. scheint mir der Pietismus nicht hoch genug gewertet zu sein. Doch können diese kleinen Ausstellungen das Gesamturteil nicht beeinträchtigen, daß wir um einen durchaus gelungenen Versuch bereichert worden sind, weiteren Kreisen ein lebensvolles Bild der Geschichte unsrer Kirche zu geben. Die Lektüre sei warm empfohlen!
Theodor Moldaenke

Kleine Mitteilungen. Die Pfingstwoche ist vor andern eine Zeit der Zusammenkünfte und Verhandlungen. Der Evangelisch-soziale Kongreß tagte diesmal in Dessau und hatte innerlich wie äußerlich den schönsten Verlauf. Nach Schluß berichtete unser Mitarbeiter Pfarrer Stier in Alten vor einem noch recht stattlichen Auditorium über seine Reise nach Armenien. Ein Stück von seinen Erlebnissen haben die beiden letzten Nummern unsern Lesern gebracht: Ostern in Tauris. Was er sonst berichtete, war so interessant und ermutigend, daß wir ihn gebeten haben, den wesentlichen Ertrag seiner Reise weiterhin unsern Spalten anzuvertrauen. Welch raschen Wandel der Dinge haben wir an der armenischen Kirche erlebt: in kürzester Zeit 1. noch die Periode alter Starrheit, 2. die Katastrophe einer Alles erschütternden, ja schier hinwegräumenden Revolution, und nun 3. die Verheißung einer langsamen, sich organisch aus dem Alten heraus entwickelnden Erneuerung. Wir geben uns keinen Illusionen hin, aber wir freuen uns, daß die besondre Aufmerksamkeit, die wir dieser ältesten christlichen Kirche andauernd gewidmet haben, gerechtfertigt wird.

Daß wir den Artikel Seebergs „Das System Seeberg" in unsrer heutigen Nummer zum Abdruck bringen, möge dem von uns schwer Angegriffenen eine Genugtuung sein. Antwort folgt.

Spalte 601 Zeile 10 des Textes ist zu lesen „meint" statt „nimmt", und Zeile 10 von unten „dann" statt „denn". R

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. Stephan in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Donnerstag 18. Juni 8 Uhr im Hotel de Pologne, Hainstraße: Das religiöse Leben des Kindes. Lehrer Henseling.

Lüttringhausen. Montag 22. Juni 5 Uhr im Düringer Hof: Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Stande. Oberlehrer Strunck-Vohwinkel. — Gäste, auch Damen herzlich willkommen!

Versammlungskalender

20.—22. Juni Ostdeutscher Jünglingsbund Danzig
Im Juli Internationale Konferenz christlicher Gewerkschaften Zürich
Ende August Welt-Konferenz der Männer- und Jünglingsvereine Elberfeld
7.—10. September Deutscher Pfarrertag Dortmund
15.—18. „ Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Oxford
22.—24. „ Gustav-Adolf-Verein Straßburg
23.—26. „ Internationaler Kongreß für Moralpädagogik London
29. Sept. — 1. Okt. Allgem. Evang. Prot. Missionsverein Breslau
4.—7. Oktober Evangelischer Bund Braunschweig
6.—16. „ Apologetischer Instruktionskursus Berlin

Evangelischer Theologe mit gut absolvierter zweiter Dienstprüfung sucht Stellung als Hauslehrer oder Lehrer an Privatschule. Eintritt sofort oder später. Offerten unter **E. M. 26** an die Expedition des Blattes.

Anna vom Dorp
Karl Zieske
Verlobte
Elberfeld — **Oberhülsa** (Bez. Cassel)
Pfingsten 1908

Die Verlobung mit Fräulein **Dorothea Knaur,** Tochter des Herrn Oberkonsistorialrats Dr. jur. **Knaur** und Frau Gemahlin geb. **Eißner** beehrt sich anzuzeigen

Rudolf Stempel
cand. rev. min.
Dresden-N, im Juni 1908
Glaçisstr. 38 II.

Evangelischer Theologe — mit langjährigen Erfahrungen im Unterrichten — sucht, nach Beendigung seines Studiums (8. Sem.), **möglichst sofort** Stellung als **Hauslehrer** etc. In Deutschland bevorzugt.
Angebote erbeten an
O. Heckert, c. th.
Cöthen, Anhalt, Mühlenstr. 61

Dresden **Pension Simla** Joh. Georgenallee 35. Familienpension I. Ranges. Herrliche Lage. Nahe der Kunstausstellung.

Von D. Dr. **Geyer-Rittelmeyers** Predigtbuch

Gott und die Seele

ist anderthalb Jahre nach dem Erscheinen der ersten, die **5.** und **6.** Auflage erschienen: **ein ungeahnter Erfolg** für ein Predigtbuch. Preis 6 Mk. br., 7 ½ Mk. geb.
H. Kerler, Verlags-Conto, **Ulm**

Antiquariats-Katalog Nr. 6
Theologie
3350 Nr.
(enth. u. a. die Bibliothek des † Professor D. Gottschick Tübingen)
Bei Bedarf bitte gefl. gratis und franko zu verlangen.
R. Strohmetz
Buchhandlung u. Antiquariat
Ulm a. D.

Bütten! Verlobungsbriefe u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse — **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

In der **heißen Jahreszeit** nach starken Schweißabsonderungen besonders nach größeren Ausflügen, Gebirgstouren, Radfahren usw. sind **Waschungen** oder **Bäder** mit **Kaiser-Borax** von äußerst wohltuender und erfrischender Wirkung. **Lästiger Schweißgeruch** verschwindet vollständig durch Waschungen mit einer Lösung von Kaiser-Borax. Letzterer nur **echt** in **roten** Kartons zu 10, 20 und 50 Pf. mit ausführlicher Gebrauchsanweisung, ist in Drogerien, Apotheken, Kolonialwaren-, Parfümerie- und Seifengeschäften erhältlich.

Der Anblick
unserer neuesten Fahrräder
ist für jeden Laien und Kenner ein Hochgenuss.
Alles was zu einem Rade gebraucht und zu einer Radtour benutzt wird, enthält unser vornehm ausgestatteter Katalog, der Jedermann auf Verlangen zugesandt wird.
Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 178.

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**
Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig
33. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 12. Winckler, Die jüngsten Kämpfer wider den Panbabylonismus (Bertholet) — Staerk, Das assyrische Weltreich im Urteil der Propheten (Giesebrecht) — Schmidt, H., Jona (Bertholet) — Die neuen griechischen Bibelhandschriften (C. Schmidt) — Andersen, Anticlericus (Niebergall) — Schoenaich, Die Christenverfolgung des Kaisers Decius (Krüger) — Vattasso, Initia Patrum aliorumque scriptorum ecclesiasticorum Latinorum vol. II (Harnack) — Blank, Die Lehre des hl. Augustin vom Sakramente der Eucharistie (Kattenbusch) — Finke, Papsttum und Untergang des Templerordens 2 Bde. (Grützmacher) — Seuse, H., Deutsche Schriften, herausgegeben von Bihlmeyer, (Deutsch) — Ludwig, Neue Untersuchungen über den Pöschlianismus (Zscharnack) — Wordsworth, The precedence of English bishops and the provincial chapter (Kattenbusch) — Kaftan, Jul, Drei akademische Reden (Elsenhans) — Rösener Moderne Propheten (Elsenhans) Randlinger, Die Feindesliebe nach dem natürlichen Sittengesetz (Kattenbusch) — Classen, Suchen wir einen neuen Gott? (Niebergall) —

Pfarrstelle

In der patronatsfreien **Stephanusgemeinde** soll die von der Stadtsynode bewilligte und von den Aufsichtsbehörden zu errichtende dritte Pfarrstelle demnächst durch Wahl der kirchlichen Körperschaften besetzt werden. Das Gehalt beträgt in 9 Steigerungen 2500 bis 7000 Mk. und 1500 Mk. Mietsentschädigung. Bewerber wollen uns ihre Gesuche mit Zeugnissen und kurzem Lebenslauf bis zum 1. Juli d. J. einreichen.

Berlin, 5. Juni 1908
N. 20, Prinzen-Allee 22

Der Gemeindekirchenrat
der Stephanusgemeinde
Flöß

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 5. Wem verdankt Japan seine Siege? Von Pfarrer D. Hans Haas, Tokyo — Einige der zugkräftigsten Ideen des Hinduismus als wurzelhafte Vorteile der buddhistischen gegenüber der christlichen Weltanschauung (Schluß). Von Pfarrer Happel, Heubach — Japanisches. Von Pfarrer Dr. Hering, Oberroßla. — Etwas über die Schwarzen. Von Pfarrer Schönholzer, Zürich. — Dekan D. Furrer gestorben — Literatur — Vereinsnachrichten.

Wärmekultur. **Erholungsheim Anker** im Ostseebade **Henkenhagen** bei Kolberg wird nach den Grundsätzen der Wärmekultur geleitet (Siehe die Schrift von **Dr. W. Winsch: Ueber Wärmekultur,** ein Fortschritt in Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen).
Prospekte durch die Besitzerin **Frau Josefa Grube.**

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 320 063 128 M. Vermögensbestand 111 438 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1907: 3 449 494 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90 % der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. Miete. **Prachtkatalog M 6 gratis.**
Größter Umsatz. **Allergünstigste Bezugsquelle.** Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg